Schücking

fehlt Seiten 39/40

NB. Blatt 39/40 fand ich nicht, es wurde [illegible] ausgerissen.

[illegible]

Luther in Rom.

Luther in Rom.

Roman

von

Levin Schücking.

Ich wollte nicht hunderttausend Gülden
nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte.
Dr. Martin Luther.



Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1870.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Egino.

Egino.

1.

Die Zeit.

Die Zeit unserer Erzählung ist das Jahr 1510.

In diesem Jahre war Luther, der Apostel der freien Innerlichkeit, siebenundzwanzig Jahre alt, und eben so alt war Rafael, der Apostel der freien Schönheit. Sie sind in einem Jahre geboren.

Und im Jahre 1510 sind sie einander in den Mauern der ewigen Stadt begegnet.

Es war zu einer Zeit, die ihrem inneren Wesen nach wie die unsere war. Die humanistische Bildung hatte die Geister auf den Weg zur Forderung freier Selbstbestimmung geführt; der Blick auf das, was sie im Erkennen und im Schaffen leisteten, gab ihnen ein großes Selbstbewußtsein; sie fühlten das Bedürfniß freierer Lebensformen und arbeiteten an deren Gestal=

tung; die kritische Untersuchung war ein Element der Wissenschaft geworden, und wenn sie nach der Wahrheit fragten, verwarfen sie die Antwort, welche ihnen das System der Scholastik und das Dogma der bestehenden Gewalten gab.

Darum war in den Gemüthern das Verlangen nach einer gründlichen Umwandlung dieser Gewalten wach geworden.

Das alles war wie heute. Aber Eines scheidet den Geist der Zeit von 1510 wesentlich von dem unsern. Alle humanistische Bildung hatte noch den Gedanken der Humanität nicht zum herrschenden gemacht. Die Zeit war nicht christlich und die unsere ist christlich geworden, sie ist wenigstens auf dem Wege, es zu werden, auf dem Wege zu erkennen, daß Christus der Apostel des Friedens, der Duldung und der Menschenliebe ist und daß sein Cultus in der Ausübung der Brüderlichkeit bestehen muß, welche Hand in Hand geht mit dem Erkennen, daß im letzten Grunde die Interessen aller Menschen solidarisch und gemeinsam sind.

Das Christenthum ist die Aufhebung der Grenzen und Schranken. Die Menschen jener

Zeit aber hatten noch hundertfache Grenzen und Schranken um sich liegen. Die enge Schranke war die Signatur des Lebens; die Welt war mit tausendfach sich durchzirkelnden Grenzen bedeckt — den Grenzen der Zunft und der „Geschlechter" innerhalb der Gemeinwesen, um welche wieder die Grenzen des weltlichen oder geistlichen Kleinstaats, dem sie angehörten, lagen; die Grenzen des Kleinstaats wurden wieder von den Grenzen des Stammesganzen und diese von denen des Reiches, der Nation, umschlossen. Nach Ort, nach Geburt, nach Sprache und nach Besitz oder nach der Abstufung eines größeren oder geringeren Rechts auf Leben, Genuß und Bewegung waren diese eingeschachtelten Menschen hundert- und tausendfach abgetheilt und von einander getrennt. Der allgemeinste und mächtigste Gedanke, welcher das Leben beherrschte, war ein gründlich dem Christenthum widersprechender. Es war ein allgemeines sich Ueberheben des Einen über den Anderen, ein allgemeines sich Besserdünken. Es war der Stolz, der sich breit machte bald in der gewaltthätigsten Handlung, bald in der grausamsten Geltendmachung des Vorrechts.

Um sich die Verschiedenheit der Sitten jener Zeit und der unseren zu vergegenwärtigen, braucht man nur das Bild einer kleinen deutschen Reichsstadt vor sich heraufzubeschwören, wie es ihrer in abgelegenen Thälern des Vaterlandes noch manche gibt, mit halberhaltener Zinnenmauer und einigen Thürmen, deren Fuß der verschlammte Graben bespült.

Solch eine Stadt, worin sich das Leben eines Reuchlin, eines Kepler, eines Faust abspielte, in dem „verfluchten dumpfen Mauerloch“, in welchem es eine Erlösung war, vom Teufel geholt zu werden. Die Straßen sind lichtlos und enge; über dunkle und vergitterte Erdgeschosse springen die Fachwerkgiebel, die der Sonne den Zugang wehren, vor; der ungepflasterte schmutzige Platz vor dem Rathhause zeigt vor diesem Capitol des Gemeinwesens allerlei mittelaltrige Einrichtungen und Werkzeuge der Criminaljustiz: Schandpfähle, Halseisen, spanische Esel, — Dinge, bei denen es dem einzelnen Bürger je nach seiner Stellung und Bedeutung im Gemeinwesen überlassen bleibt, entweder mit ängstlichem Blick darauf sich ein abschreckendes Bei-

spiel zu nehmen: oder sein Selbstbewußtsein daran zu nähren, als Mitglied einer freien, mit der Gerichtsbarkeit über Haut, Hals und Haar, mit dem Blutbann und anderen auszeichnenden und wohlthuenden Vorrechten belehnten Gemeinde. Und nicht genug, daß diese kleine Welt für sich vom festen Ring der Mauer mit ihren Wartthürmen umengt ist; in ihrem Innern kreisen sich wieder die Immunitäten der Kirchen und der Klöster, und der Burgfrieden eines Herrensitzes ab und den Ausgang der Straßen schließt man bei Nacht mit schweren Eisenketten zu.

Wir haben diese Schranken überwunden. Es gibt für uns auch nicht mehr zwei Welten, eine helle und sonnige und eine dunkle und kalte; eine Oberwelt und eine Unterwelt, eine Welt der Gewalt und eine Welt des Leids; jene für die Berechtigten, zum Genuß Geborenen, und diese für die Rechtlosen, Duldenden.

Da liegt der Unterschied zwischen damals und heute. Der Kampf, den die Menschen von 1510 unter einem egoistischen Banner um ihre freie Selbstbestimmung führten, konnte deshalb mit einer Niederlage enden, und in die furchtbare

Reaction am Ende des sechszehnten und im siebenzehnten Jahrhundert auslaufen.

Der Kampf, den unsere Zeit unter dem christlichen Banner der Humanität, die gleiches Recht für Alle, Sonne und Licht für Alle, für die Hochgeborenen sowohl wie für den armen Conrad verlangt, um diese freie Selbstbestimmung führt, kann nicht mehr mit einer Niederlage enden. Sie hat das siegverbürgende Zeichen: in hoc signo vinces. Dies Zeichen ist nicht zu überwältigen, es ist ewig, weil es das Symbol des Theiles ist, den die Menschennatur am Ewigen hat.

2.

Der Herrscher.

Utrum sis
Mitior, anne idem fortior, ambiguum est.

Der erste große Sieger in dem Kampfe um die Reformation der Gewalten, den das sechszehnte Jahrhundert erhob, war ein armer deutscher Mönch, eine große und mächtige Natur, in dem ein genialer Verstand, ein bewundernswürdiger Muth und ein tiefes deutsches Gemüth sich begegneten. Er erfocht seinen Sieg vielleicht weniger mit den Waffen seiner Theologie, als mit den Waffen seines Patriotismus. Er forderte das Recht der Glaubensfreiheit für sein Volk, sein gesammtes unterdrücktes Volk zurück; und dieses humane Element in seinem Kampfe hat ihm den Ausschlag gegeben.

Wie viel hat zu dieser Seite seines Wirkens der Umstand beigetragen, daß er selbst den Sitz

der Unterdrückung seines Vaterlandes kennen lernte?

Die Bücher der Geschichte geben uns wenig Andeutungen darüber. So bleibt unsern Gedanken aller Spielraum, um diese Lücke auszufüllen; unsrer Theilnahme für seine Gestalt bleibt die Freiheit, ihn mit dem Herzen intuitiv auf seinen Wegen durch den Ort zu begleiten, wo in ihm der Drang entstehen oder doch zum Entschlusse reifen mußte, das große Werk zu versuchen, das, wenn es auch ohne seine Schuld nur halb gelang, doch ein ganzes war. Denn seine Hand grub das Bett, in welchem in den Jahrhunderten nach ihm der Menschengeist dahinströmte, bis dieser Strom höher und höher schwoll und endlich übertretend den Boden Europas zu dem großen fruchtbaren Ackerfelde machte, in dem die Gedankenfreiheit unsrer großen Männer keimen und aufgehen konnte, um die Welt zu ernähren, bis ihr das Mark der That gekommen. —

Es ist nur vorauszusenden, daß um 1510 die Menschheit eben das Schauspiel der Regierung Alexander Borgia's gehabt hatte, und daß jetzt auf dem höchsten Throne der Christenheit

Papst Julius II. aus dem Hause Della Rovere saß, ein Mann, der mit seinem Vorgänger verglichen uns Achtung einflößt, wenn auch Ludwig XII. von Frankreich empört wider ihn sein: Perdam Babilonis nomen auf Münzen schlagen ließ, und ein Dichter der Zeit, als man in Bologna dieses Papstes Bildsäule, das Werk des Michel Angelo, zerschmetterte, die Verse schrieb:

Quoquo tam trepidus fugis, viator,
Ac si te Furiaeve, Gorgonesve
Aut acer Basiliscus insequantur?
Non hic Julius — at figura Julii est!

Papst Julius war ein starker, willenskräftiger, zorniger, in seinen Mitteln nicht wählerischer Charakter. Er war ganz geschaffen, das Werk der vollständigsten Verweltlichung seiner geistlichen Gewalt und Würde, das die Weltlage dem Papstthum aufgedrungen, das die Sixtus IV. und Alexander VI. begonnen, glorreich durchzuführen. Seine Natur war die eines klugen und tapferen Soldaten; er hatte die Ehrlichkeit eines Soldaten, wenn er nicht für Angehörige und Nepoten und sein Haus, sondern einzig für die Kirche eroberte und abrundete, bis er von Piacenza bis Terracina herrschte, und so zugleich

den Ehrgeiz sättigte, den seine Zeitgenossen ihm vorwarfen, wenn sie sagten, er wolle „der Herr und Meister des Spieles der Welt“ sein.

Julius II. gründete den Staat der Kirche. Sein Nachfolger, der Mediciäer Leo X. baute diesem Staate die Hauptstadt aus. Unter ihm gestaltete sich im Trümmerwust alter Zerstörung, aus dem sich die Bauten und Schöpfungen Julius II. noch oft wie Inseln erhoben, das heutige neue Rom.

3.

Der Glockengießer von Ulm.

An einem Vormittag in den ersten Tagen des Maimonats jenes Jahres 1510 ritt ein stattlich gebauter, aber noch junger Mann unfern von Rom, an der Nordseite der Stadt, einen steinigten Pfad hinauf, der zwischen alten und zerbröckelnden Weinbergmauern hinführte.

Es war in der Gegend jenes kleinen gemauerten Tunnels, den man Arco Oscuro nennt.

Der Reiter trug einen schwarzen, mit dunkelrother Seide gefütterten Rock und an seinem schwarzen Sammtbarett die lange weiße Straußenfeder links, was ihn als Ghibellinen erkennen ließ; denn was Guelfe war, trug sie rechts. Auf seiner Brust glänzte ein goldenes Kleinod, das von einer goldenen Kette niederhing; und

da er zu jung schien, um eine solche Gnadenkette als einen fürstlichen Lohn für seine Verdienste im Krieg oder Frieden erlangt zu haben, so mußte er sie seiner hohen Geburt verdanken. In der weit über die Knöchel hinauf behandschuhten Rechten schwang er eine weiße Reitgerte und an seiner linken Seite nieder hing ein langes Rappier mit einem großen schützenden Korbe, dessen Bügel eine fein ciselirte Arbeit zeigte.

Der junge, etwa fünf und zwanzig Jahre zählende Mann war ein deutscher Fürstensohn. Er hieß Egino von Ortenburg; sein älterer Bruder war der regierende Graf in dem kleinen deutschen Reichslande, in welchem der junge Reiter daheim war, und er selbst nach Rom gesendet, um dort eine Angelegenheit seines Hauses zu betreiben.

Der Weg, den er auf seinem Spazierritte verfolgte, lief über den Kamm der Bodenerhebung, welche sein Pferd eben überschritt, weiter, um abwärts in ein freies Gelände auszumünden, in ein Stück der Campagna, durch das man in der Entfernung von fünf Minuten oder

wenig mehr den jetzt wasserreichen und bis an seinen Uferrand vollgeschwellten Tiber erblickte. Doch eine gute Strecke noch bevor der Reiter den Fluß erreichte, kam er an jene unter hohen alten Bäumen liegende ummauerte Quelle, die von dem mineralhaltigen Wasser den Namen Aqua Acetosa führt.

Unter dem Schatten der Bäume an dieser Quelle traf er drei Wesen an, über die er lässig seine Blicke hinschweifen ließ, Blicke von jener flüchtigen Art, die sehen und doch nicht wahrnehmen. Schenken wir, während der junge Mann so theilnahmlos weiter reitet, dieser Gruppe die Aufmerksamkeit, die sie ihm nicht abzugewinnen vermag.

Sie befand sich jenseits einer niederen, etwa drei Fuß hohen Mauer, welche den Bering der Quelle umfaßte und bestand aus einem jungen Burschen, einem alten Mann und einem alten Esel.

Des alten Esels hätten wir zuerst erwähnen müssen. Denn dieses Mitglied der kleinen Familie trug einen Saumsattel und an jeder Seite desselben zwei große mit Habseligkeiten vollge=

packte Körbe. Dem Bürdenträger aber, dem von Allen Belasteten, dem Sorgenträger, dem Packesel in einer Familie sollte in jeglicher Weise der Vorrang gebühren.

Der Esel war grau und klein und hatte den sanften, milden und resignirten Blick dessen, von dem man stets viel That und nie Rath verlangt; er sah das Roß des Grafen von Ortenburg stolz den Kopf aufwerfen und schnaubend an sich vorüberschreiten, ohne daß er durch eine Miene verrieth, daß er es beneide.

Der alte Mann war wie der Esel klein und sehr häßlich. Obendrein war er sehr verwachsen. Er hatte eine Nase in seinem rothbraunen Gesicht, die den Ehrgeiz gehabt zu haben schien, an jeder Stelle eben so schnell anzukommen, wie der weit vorgewölbte Brusthöcker unter ihr ankam, und so war sie sehr, sehr weit in die Luft hinausgewachsen. Sie drückte, wenn sie anders echt und nicht, was man hätte denken können, von Pappe war, außerordentliche Thatkraft aus, und auch das vorgeschobene Kinn that das; aber die kleinen graugrünen Augen zerstörten diesen Eindruck, sie hatten etwas außerordentlich Unstetes und

Scheues, sie machten diesen Mann mit der Nußknackerfigur noch abschreckender.

Der junge Bursche hatte krauses blondes Haar, ein von Sonne und Staub gebräuntes oder mehr gelb gewordenes Gesicht, das vielleicht nur gewaschen zu werden brauchte, um es zu einem recht hübschen Knabenantlitz zu machen; wenn die ziemlich fein geschnittenen Züge auch unregelmäßig und ein wenig ineinandergedrückt, nicht in großen und einfachen Linien entwickelt waren. Er hatte das Haar sorgsam gescheitelt; dies und die auffallend sanften blauen Augen gaben ihm etwas Mädchenhaftes.

Als der Reiter an der Umfassungsmauer des Quells vorüberritt, hinter welcher die Gruppe sich befand, der Bucklige auf dem Boden gelagert, der Esel stehend und der Junge mit dem Ellbogen auf die Mauer gestützt, scheute sein Pferd — vielleicht vor der Häßlichkeit des Mannes; es machte einen Seitensprung und dabei fiel ein Gegenstand klirrend zu Boden.

Graf Egino beruhigte das Thier, indem er die Zügel verkürzte und es zusammennahm; dann, auf den Boden blickend und mit seiner Reit-

gerte darauf deutend, rief er in italienischer Sprache dem Jungen zu:

„Du da, komm und nimm mir das auf!“

Es war eine kleine länglich viereckige Silberplatte, auf die er hindeutete; sie war von dem mit solchen Plättchen belegten Zaume seines Pferdes abgesprungen und bei der heftigen Bewegung desselben fortgeschleudert worden.

Der junge Mensch sah ihn an, ohne sich zu rühren.

Der Reiter lenkte sein Pferd dicht an die Mauer und seine Gerte schwingend, rief er noch einmal:

„He, Schlingel; rühr' Dich und heb' mir das Stück Metall auf!“

„Ich will nicht!“ sagte der Bursche, die Brauen zornig zusammenziehend und den Reiter vollständig ruhig anblickend.

Im selben Augenblicke fuhr die Reitgerte nieder — der Schlag war auf das Gesicht des Knaben gezielt; eine rasche Kopfbewegung desselben machte, daß er nur die linke Schulter traf.

Der Bucklige hatte bisher nur mit einer gewissen Apathie, den Kopf über seine Achsel

gewendet, dem, was vorging, zugesehen; jetzt fuhr er mit der Plötzlichkeit einer Heuschrecke in die Höhe und schwang sich mit einer wunderbaren Behendigkeit auf den Rücken der Mauer; mit derselben Behendigkeit war eine furchtbar große und kräftige, auf der oberen Fläche dunkel behaarte Faust in die Zügel des Pferdes gefahren und hielt sie wie mit eisernem Griffe. Das Pferd setzte zum Steigen an; die Faust hielt es wie eine Klammer am Boden nieder; der Reiter aber sah mit einem offenbaren Erschrecken in das Gesicht des buckligen Wesens auf der Mauer vor ihm — dies durch Zorn und Rachedurst entstellte Gesicht hatte etwas von einem nicht menschlichen Ungeheuer, und eine übermenschliche Kraft schien ja auch in der Hand zu liegen, die sich nach dem Reiter ausstreckte, um ihn vom Pferde zu reißen.

Dies wäre wahrscheinlich auch geschehen, obwohl sich Egino zurückwarf und mit der Rechten nach seinem Degenkorb fuhr, wenn nicht der Knabe, seine rechte Hand auf die getroffene linke Schulter drückend, ausgerufen hätte:

„Laßt ihn, Ohm, laßt ihn, stellt kein Unglück an!“

Der Knabe rief dies in deutscher Sprache. Das erzürnte Ungethüm aber schien an einen willenlosen Gehorsam gegen den jungen Menschen gewöhnt; es ließ den Zügel fahren und lachte nun dem Reiter grinsend ins Gesicht, ein Lachen, das etwas Verrücktes hatte, wenn es nicht sagen sollte:

„Sieh, ich könnte dich erwürgen und zerbrechen, wenn ich wollte!“ und nur die Freude über diese Ueberlegenheit an Kraft ausdrückte.

Graf Egino beruhigte sein Pferd.

Dann sagte er, ebenfalls in deutscher Sprache:

„Ihr seid Deutsche, Landsleute? Nun, dann thut's mir leid, daß ich Dich geschlagen habe, mein Junge, wie einen nichtsnutzigen römischen Ragazzo, für den ich Dich hielt. Du hättest mir aber auch mit ein wenig Freundlichkeit und sehr wenig Mühe die Last sparen können, abzusteigen.“

„Das hätt' ich auch gethan“, antwortete zu deutsch der junge Mensch, hättet Ihr mich an-

ständig darum gebeten. Jetzt freut's mich, daß ich's nicht gethan, wenn Ihr auch ein Deutscher seid; denn Euer rohes Benehmen beweist, daß Ihr eine noch so geringe Gefälligkeit auch von Landsleuten nicht verdient."

Egino sah den Knaben betroffen an; sein Auge glitt wie forschend über die schlanke weiche Gestalt im einfachen schwarzen Tuchrock. Dann antwortete er mit einem Tone gutmüthigen Scheltens:

„Nun, nun, nichts für ungut; ist bei mir die Hand vorschnell, so ist's bei Dir die Zunge, Bursche. Schließen wir Frieden und machen's Beide wieder gut, ich mit der Hand den Schlag, Du mit der Zunge dein Schelten — da ist meine Hand!"

Er reichte, sich niederbeugend, dem Knaben die Rechte.

Dieser nahm sie und sagte versöhnt:

„Ich bin's zufrieden und will auch nächstens, wenn Ihr mich nur hübsch darum bittet, aufheben, was Ihr verloren habt . . ."

„Was ich verloren habe", fiel Egino mit einem flüchtigen Lächeln ein, „von dem wirst

Du wenig aufzuheben finden ... man verliert mancherlei gute Dinge freilich auf dem Wege vom zwanzigsten zum dreißigsten Jahre, besonders wenn dieser Weg über Rom führt! Aber sind sie verloren, so sind sie nicht wiederzufinden."

„Es wird doch weder Euer Kopf, noch Euer Herz, weder Euer Ruf, noch Euer Muth unter den Dingen sein, die Ihr verloren habt!"

„Zum Teufel", sagte Egino, diesmal mit wahrer Ueberraschung in die sanften, sprechenden Augen des Knaben blickend, „Du hast wenigstens einen frühreifen Mutterwitz auf dem Wege aus Deutschland hieher nicht verloren. Es wundert mich nur, daß Du damit Dich hieher auf die Strümpfe gemacht hast ... der deutsche Mutterwitz und die deutsche Klugheit stehen hier nicht sehr im Preise, deutsche Dinge überhaupt nicht, es wäre denn das deutsche Geld."

„Mit deutschem Gelde kommen wir eben auch!" versetzte der junge Mensch wie mit ruhigem Selbstbewußtsein.

„Mit deutschem Gelde?

Der Bucklige, der unterdeß von der Mauer

niedergeglitten war, seine beiden Ellbogen darauf gestemmt hatte und auf diese den Kopf, um so mit einem stillen und zufriedenen Grinsen den Reiter an der andern Seite der Mauer anzustieren, fuhr jetzt plötzlich zu seinem jungen Begleiter herum.

„Irmgard!“ rief er verweisend mit einer barschen, grollenden Stimme.

„Seid still, Ohm, ich weiß, was ich sage.“

„Irmgard?“ sagte der Reiter verwundert und gedehnt.

„So nenne ich mich“, sagte Irmgard offen.

„So nennst Du Dich“, entgegnete Egino lächelnd, „und ich, ich nenne mich einen Dummkopf, daß ich's nicht gleich sah, daß Du ein Mädchen bist; ich hätt's Dir an den Augen ansehen können. Nun thut's mir doppelt leid, daß ich Dich geschlagen habe.“

„Mir nicht.“

„Dir nicht? Weshalb nicht?“

„Weil es ein rohes Unrecht war, daß Ihr beginget, und weil Ihr als ein ehrlicher deutscher Mann es nun gutzumachen suchen müßt. Und das ist just, was uns dienen kann, dem

armen, dummen, häßlichen, lieben Ohm Kraps da und mir. Wir kommen schutzlos und allein — der Ohm hat's so gewollt — in dies fremde Land, unter fremde Menschen, die mir, je mehr ich von ihnen sehe, desto weniger gefallen; und da müssen wir den Himmel segnen, wenn wir Jemanden finden, der uns nun rathen und zu Hilfe kommen muß!"

Egino sah das junge Mädchen eine Weile schweigend an, dann schwang er sich aus dem Sattel, band sein Pferd an einen der nächsten Weidenbäume und nun setzte er sich auf die Mauer, verschlang die Arme auf der Brust, und während Irmgard sich von der inneren Seite her an die Mauer lehnte, sagte er:

„Du hast auch darin recht. Ich bin auch bereit, Euch mit Hilfe und Rath beizustehen, wenn Ihr ihrer hier bedürft; freilich vermag ich selber nicht viel hier und bin ein Fremder, aber ich bin der Graf Egino von Ortenburg, kenne die Stadt, welche ihr betreten werdet, seit Wochen und jedenfalls habe ich mehr Freunde darin als Ihr. Also sprich, was kann ich für Euch thun?"

Irmgard schien durch die Mittheilung des jungen Mannes, daß er solch ein vornehmer Herr, durchaus nicht betroffen zu sein. Hatte sie es an seinem Wesen sogleich erkannt oder hatte die weite Wanderung sie davon entwöhnt, sich über etwas verwundert zu zeigen — oder lag das in ihrem Charakter, der sich überhaupt durch ein eigenthümlich gehaltenes und ruhiges Wesen aussprach? Sie antwortete nur:

„Wir sind nicht so vornehm. Wir sind aus Ulm daheim. Mein Ohm Kraps ist ein Glockengießer. Er ist sehr geschickt in seiner Kunst. Er kann auch Geschütze gießen, Schlangen, halbe Schlangen, Falconette und andere Rohre. Und er hat viel Geld dabei verdient. Das hat er gespart und dann hat er noch eine Erbschaft dazu gemacht . . .“

„Ja, ja eine Erbschaft!“ sagte hier Ohm Kraps mit einem wunderbaren schlauen Lachen, das er noch still in sich hinein fortsetzte, als Irmgard schon längst weiter redete.

„Ich bin“, sagte sie, „eine Waise, des Ohms Schwestertochter. Er hat mich bei sich aufgenommen; als ich größer wurde, habe ich ihn

gepflegt und seinen Haushalt besorgt. Dafür, war immer sein Reden, werde er mich in die Welt führen, sobald ich erwachsen sei. Er führte immer solch ein Gerede von Reisen und in die Welt gehen. Er mochte nicht in Ulm sein, es war ihm wie verleidet seit Jahren. Wenn die Glocken reisen, kann ich auch reisen, sagte er. Am Donnerstag in der letzten Charwoche sagte er: Heute Nacht fliegen die Glocken, die ich gegossen habe, nach Rom, da tauft sie der Papst. Wenn das Frühjahr kommt, will ich auch nach Rom.

„Wir wollen da bleiben, Irmgard; ich will sehen, was die Glocken in der nächsten Charwoche in Rom machen. Du wirst mit mir gehen. Wir wollen einen Esel kaufen, einen Esel und einen Saumsattel mit zwei Tragkörben. Er wird unsere Sachen und mein Geld tragen. Mit dem Gelde will ich in Rom ein Herr werden, so gut wie der Stadtschreiber und der Syndicus von Ulm sind. Mit Geld kann man in Rom ein Herr werden und das will ich werden. Sie haben mich hier lange genug den krummen Silberdieb, den Speiteufel genannt; lange genug

hat Jeder, der mich sah, gethan, als koste es ihm als Eintrittsgeld, mich ansehen zu dürfen, einen Spaß; er müßt's mit einem neuen Witz- oder Spott- oder Schimpfwort auf meine Gestalt wett machen. Lange genug, Irmgard und ich hab's satt. Nun, da Du groß und erwachsen bist, will ich fort. Ich will ihnen keine Glocken mehr gießen. Die ich gegossen habe, reichen hin, um sie Alle zu Grabe oder als arme Sünder zum Galgen zu läuten, wohin sie gehen mögen! Ich will ein Herr werden. In Rom. Da kann man's. Der Stadtpropst hat's mir gesagt. Man bekommt ein großes lateinisches Pergament darüber und einen Titel und eine blaue Schaube mit einem breiten silbernen Bord rund herum, oder auch eine rothe mit einem goldenen, und dazu bekommt man jährlich so viel, daß man reichlich seine Lebsucht hat. Nicht wahr, Ohm, so habt Ihr gesagt?"

Ohm Kraps nickte vergnügt mit dem Kopfe.

„So habe ich gesagt", antwortete er. „So war es, Irmgard. Ich will aber lieber die rothe Schaube. Wenn mein Geld für die rothe langt, so will ich lieber die rothe."

Egino schüttelte verwundert über die seltsamen Waller den Kopf.

„Und was wollt Ihr denn werden?" wendete er sich an den Glockengießer. Präsident der Getreide-Commission, Secretär der Breven oder Inspector der Mauth; Assessor des Salzcollegiums, Thürsteher, Jannicer, Abbreviator des Papstes... Ihr könnt freilich das Alles werden, falls Ihr ein so reicher Mann seid... und Deutscher gibt es genug unter all diesen Leuten — aus aller Herren Länder sind sie und vorab Deutsche. Papst Julius hat eben begonnen, hundert neue Schreiber des Archivs zu ernennen; genügt Euch so etwas, so habt Ihr nur siebenhundert fünfzig Scudi dem Thesaurar des Papstes zu zahlen..."

„Siehst Du, Irmgard, siehst Du?" wendete sich mit dem ganzen Gesicht lachend Ohm Kraps an das junge Mädchen. „Just so hat's der Stadtpropst gesagt; er hat mich nicht belogen, wie Du immer glaubtest. Und ein treffliches Zeugniß über meine Kunst und meine gute Lebensart und meinen erbaulichen Wandel all mein Lebzeiten hat er mir mitgegeben und nun will ich damit zum... Wie nanntet Ihr den Mann, Herr?"

„Den Thesaurar Sr. Heiligkeit . . .“

„Thesaurar des Papstes gehen . . . Zäume den Esel auf, Irmgard. Der Stadtpropst hat mich nicht belogen. Zäume den Esel auf, Kind, wir wollen nun weiter.“

„Dann will ich dem Stadtpropst Abbitte thun“, sagte Irmgard; „ich habe immer die Sorge gehabt, er habe Euch just so gut zum Besten, wie die ganze Stadt glaubte, Euch zum Besten haben zu dürfen.“

Damit wendete sie sich, um den am Boden liegenden Zaum des Esels aufzunehmen und dem Thiere überzuwerfen.

Graf Egino hatte unterdeß seine Augen von dem Ohm auf die Nichte und von dieser wieder auf den Ohm gleiten lassen. Jetzt folgten seine Blicke den ruhigen und anmuthigen Bewegungen Irmgard's und dabei sagte er:

„Aber Ihr habt nur erst die Hälfte Eurer Geschichte erzählt, und wenn ich hier in Rom Euer Freund und Berather sein soll, so muß ich sie doch ganz wissen. Habt Ihr um der Sicherheit auf der Wegfahrt willen dies Knabengewand angelegt, Irmgard?“

„Es war ja nicht anders thunlich", versetzte sie, von der Beschäftigung mit dem Thiere sich halb zu ihm zurückwendend. „Wir mußten, um immer sichere Herberge zu finden, von Kloster zu Kloster ziehen; ein Mädchen hätten die frommen Väter, die uns Obdach und Mahlzeiten gewährten, in ihre Clausur nicht aufgenommen; und hätten wir deshalb um ein Nachtlager an ein Nonnenkloster geklopft, so würden die Nönnchen wohl ein großes Geschrei beim Anblicke dieses armen Ohms erhoben und ihn fortgewiesen haben, obwohl er doch gar nicht verführerisch aussieht. So mußte schon Einer von uns sein Geschlecht wechseln, und da Ohm Kraps", setzte Irmgard mit einem Anflug von schelmischem Lächeln hinzu, „keine Naturanlage zeigte, ein reputirliches Frauenbild zu werden, so mußte ich schon ein Knabe werden."

„Und ein ganz hübscher dazu!" sagte Graf Egino, immer mehr von dieser Erscheinung angezogen, deren einfache Aufrichtigkeit und Offenheit etwas um so Gefallenderes für ihn hatte, je mehr sie in Contrast standen mit dem ganzen Wesen der Welt, in der er seit Monden gelebt.

„Wollt Ihr jetzt wirklich aufbrechen?“ fuhr er fort. „Drängt es den Ohm Kraps so sehr, sich in der blauen oder rothen Schaube zu sehen?“

„Ihr seht es“, antwortete Irmgard lächelnd. „Wir werden in die deutsche Wallfahrer-Herberge einkehren — die guten Mönche in Baccano, wo wir zur Nacht waren, haben uns die Lage beschrieben, und so werden wir wohl hinfinden; der Ohm Kraps findet überall Weg und Steg.“

„Wohl denn“, versetzte Graf Egino, „ich will dahin kommen, nach Euch zu sehen. Und wenn Ihr meiner bedürft, findet Ihr mich im Albergo del Drago, in der Via della Mercede, an San Silvestro — könnt Ihr Euch das einprägen?“

„O ja ... Albergo del Drago — Via della Mercede, an San Silvestro“, wiederholte das Mädchen ... „ich finde mich schon hin, wenn uns etwas zustoßen sollte, was den Ohm und mich zwänge, um Rath zu Euch zu gehen. Auf dem Wege hieher haben wir zu wälschen gelernt, der Ohm und ich, daß Ihr Eure Freude daran hättet, Graf Egon ...“

„Egino ... Graf Egino von Ortenburg ...“

„Graf Egino von Ortenburg … und nun gehabt Euch wohl … Euer Roß wird ungeduldig darüber, daß Ihr an uns geringe Leute so viel Zeit verwendet — es ist hochmüthiger als sein Herr, scheint es!“

„Das ist leicht möglich, wenn der Herr ein so bescheidener Gesell“, lachte Graf Egino, reichte Irmgard noch einmal die Hand, nickte dem grinsenden Glockengießer zu und wendete sich, sein Roß wieder zu besteigen.

Als er sich aufgeschwungen und weiter geritten, blickte er noch ein paarmal auf seine neuen Bekannten aus der Heimath zurück und sah, wie sie aufbrachen. Irmgard schritt vorauf, der Esel folgte, zuletzt kam mit wegwunden Füßen humpelnd Ohm Kraps. So zogen sie der ewigen Stadt zu.

„Ein paar seltsame Clienten, die ich mir da gewonnen habe“, sagte sich Graf Egino endlich, „gewonnen durch einen Hieb meiner Reitgerte!“

„Wunderlich“, fuhr er dann, als sie aus seinem Gesichtskreise verschwunden waren, fort, „es ist mir seitdem zu Muthe, als stände mir das Mädchen, diese aufrichtige Irmgard, dadurch

bereits wie eine alte Bekannte nahe, als wäre seitdem zwischen meinem und ihrem Gemüth etwas, das uns näher verbände, das Band einer Verpflichtung gegen sie; oder gar das einer alten Freundschaft — oder ... nun, mag es sein, was es will, ich werde thun für sie, was ich kann. Dieser alte Glockengießer will sich einen Titel und das Recht, in einem stattlichen Ehrenkleide umherzugehen, kaufen! Als ob ihm die Gassenbuben darum weniger: Ecco Pasquino nachrufen und die Leute ihn nicht Signor Esopio nennen würden, wenn er auch zehnmal das Recht hat, sich Signor Segretario oder Signor Abbreviatore nennen zu lassen!"

Daran, daß Ohm Kraps sich bald solch ein Recht gewinnen würde, zweifelte also auch Graf Egino nicht. Und in der That, es war damals in Rom unschwer zu erlangen.

Eine wunderliche Methode, Staatsanlehen aufzunehmen, hatten die Päpste seit Sixtus IV. eingeführt. Unsere Staaten, wenn sie Geld bedürfen, geben Schuldverschreibungen mit Zinscoupons aus. Das canonische Recht aber verbot es, Zinsen zu nehmen und zu geben. Die

Päpste gaben statt der Schuldverschreibung ein Pergament, das einen Titel, ein Amt mit allen seinen Privilegien verlieh. Das Gehalt repräsentirte den Zins der Ankaufsumme. So konnte man gegen Einzahlung einer bestimmten Anzahl Scudi nicht wie jetzt blos der Gläubiger, sondern einer der unabsehbar zahllosen Beamten und Würdenträger des Staates werden.

Selbst solch eine Spottgeburt wie der Glockengießer von Ulm, vorausgesetzt, daß sein Edelmetall aus reinem Guß bestand, konnte zu diesen Ehren gelangen.

4.

Parva domus; magna quies.

Graf Egino hatte den Weg abwärts am Tiber entlang eingeschlagen; am Fuße der schroff sich erhebenden Tuffsteinhöhen zu seiner Linken, ritt er auf dem schönen Rappen von edelster Zucht, der ihn trug, dahin. Rechts vor ihm erhoben sich die Bogen der Milvischen, noch mit einem festen Thurme gesicherten Brücke über den gelben Fluthen, die geschwellt unter ihnen fortrauschten. Als er sie und damit den alten Flaminischen Weg erreicht hatte, folgte Egino, sich links wieder der Stadt zuwendend, diesem. Er war belebt von Fußgängern, von lässigen Burschen, die auf Eseln saßen, im Schatten eines über ihren Köpfen erfinderisch an dem Sattel aufgebauten dreieckigen Daches von alter schmutziger Leinewand; von Weibern mit Kindern an der Hand und langen Cannabündeln auf den Köpfen; von

Pilgrimen, Reitern, von Bauern der Campagna, welche schwerfällige Büffel vor schwerfälligen Wagen führten und mit langen stachelbewehrten Stecken antrieben. Das Alles lärmte, schrie und regte ein Wolke von Staub auf, der sich Egino nicht ausgesetzt haben würde, wenn sein nächstes Ziel nicht an dieser Via Flaminia gelegen hätte. Es war die Villa eines Freundes, die sich links hinter den endlos langen Mauern erhob, welche den Weg begleiteten und ihn von den zur Seite liegenden Vignen und Gärten abtrennten. Die Villa lag etwa in der Mitte zwischen dem Ponte Molle und dem Flaminischen Thore; eine Fülle von blühenden Rosen hatte sich an der Stelle, wo sie begann, über den Mauerkamm geworfen. Cypressen und Lorbeerbäume erhoben dahinter ihr dunkles Grün und kündigten ein schattiges Asyl der Ruhe und des sommerlichen Stilllebens an. Man konnte von dem heißen, hoch mit Staub bedeckten Boden der sonnigen lärmerfüllten Straße nicht durch das graue schwere Bohlenthor, an das Egino klopfte, in diesen grünen Bering eintreten, ohne durch ein tiefes Athemholen sein innerliches Erquicktsein und ein über alle

Gefühlsnerven kommendes Behagen an den Tag zu legen.

Das Casino oder Wohnhaus der Villa stand im Hintergrunde, mit der Rückseite dicht an den steilen Höhenzug, der hier jäh abfallend das Tiberthal beherrscht, gerückt. Es erhob sich zweistöckig über einer Terrasse; von dieser führte rechts eine Steintreppe auf eine offene kleine Säulenhalle oder „Pergola“ hinauf, aus der man dann in den Hauptstock des kleinen Gebäudes trat.

Es war klein, das Ganze; am Fries über den oberen Fenstern, deren vier waren, stand die Inschrift:

Parva domus; magna quies.

Egino führte sein Pferd, als er in die Villa, die ihm ein alter Gärtner geöffnet, eingetreten, selbst in die beschränkte, eigentlich nur für ein paar Ziegen eingerichtete Stallung, die sich neben dem Thor an die innere Seite der Mauer lehnte. Dann schritt er zum Casino, schon von fern den zwei Personen winkend, welche er unter der Säulenhalle an einem Frühstückstische sitzen sah. Es war ein Mann und eine Frau. Jener er-

widerte mit der Hand lebhaft seinen Gruß, die Frau trat an die Balustrade der kleinen Halle und rief ihm zu:

„Der heit're Morgen bringt willkommnen Gast.“

Egino eilte die Stufen zur Terrasse und zur Halle hinauf, um die befreundeten Hände zu schütteln, die sich ihm entgegenstreckten.

Er saß bald zwischen ihnen an dem mit Wein, Brod, Honig und Früchten besetzten Tische; die Dame credenzte ihm das venezianische Flügelglas, das der Hausherr mit Monte-Pulciano gefüllt hatte, und bald war man inmitten einer lebhaften Unterhaltung, die eine Richtung nahm, um derentwillen man sie den geistigen Spiegel der Umgebung hätte nennen können.

In einer Säulenhalle, in deren Wände alte Bildhauer-Arbeiten, Ueberreste classischer Kunst in kostbaren Fragmenten, eingemauert sind; in einer Villa, wo das Auge auf den immergrünen Wänden der Lorbeern und Cypressen ruht, während springende Brunnen mit rastlosem Plätschern die Luft kühlen; auf einer Höhe, von der hinab man den gelben Tiber strömen und die Ruinen des heidnischen und die Basiliken des christlichen

Rom vor sich schaut — an einer solchen Stelle, zwischen geschätzten und verehrten Menschen, deren Seelen wir lieben, weil sie uns gleichgeartete Seelen sind, kann nur ein Gedankenaustausch entstehen, der etwas von derselben Schönheit spiegelt, welche ihren Zauber auf die Umgebung gebreitet hat.

„Magna quies!“ sagte Egino, „habt Ihr selbst das oder etwa Euer Vorgänger im Besitz an die Fronte Eures Hauses geschrieben, Signor Callisto?“

„Ich ... nachdem ich mein Weib in dies Haus geführt!“ antwortete Signor Callisto, ein fein gebauter Mann in den Dreißigen mit intelligenten Zügen und einem Munde, um den ein spöttisches Lächeln zuckte, wenn er nicht gerade, die Augen halb wie träumerisch geschlossen, seine Blicke in die Ferne schweifen ließ.

„Euer Gatte“, wendete sich Egino an die junge und schöne Frau, die in ihrem leichten Morgengewande das Bild einer stattlichen und vornehmen Römerin darstellte, nur zarter, kleiner und auch anmuthiger, wie der gewöhnliche Typus der römischen Schönheit ist ... „Euer Gatte

spricht ein großes Lob für Euch aus, Donna Ottavia, wenn ich anders Quies mit Frieden übersetzen darf!“

„Ihr versteht sein spöttisches Lächeln schlecht, Signor Conte Gino“, versetzte Donna Ottavia, „wenn Ihr es als ein Lob für mich auslegt. Es ist nichts als ein Epigramm auf mich.“

„Ein Epigramm? Und wie könnte es das sein?“ fragte Egino.

„Er will andeuten“, fuhr Ottavia, ihren Gatten schelmisch ansehend, fort, „daß ich ihn lange in böser und stachelnder Pein und Unruhe des Herzens erhalten, so lange, als ich gefallsüchtig ihn um mich werben ließ. Nun, seitdem ich ihm meine Hand gereicht, hat er — Ruhe. Die Herzensflamme ist erloschen!“

Sie gab ihm einen leichten Schlag auf den Oberarm.

„Ihr Frauen habt kurze Sinne“, antwortete der Hausherr, „sonst würdest Du in dem magna quies den größten Lobspruch und die leuchtendste Verherrlichung erkennen, welche ein Gatte an das Haus schreiben kann, drin sein Weib schaltet und waltet . . .“

Signor Callisto lächelnd, „ich bin Dir gegenüber nie ein Stoiker gewesen; wenn ich Dein Antlitz sah, so war immer so wenig Philosophie in mir, wie in den schmelzenden Tönen eines Liebesliedes, das ein Sänger unter dem Balcon seiner Geliebten zur Laute singt, beim Schimmer der Sterne einer Sommernacht, beim Rauschen eines Springquells und im Duft der Orangenblüthen! In der That, die Philosophie war nicht stark in mir in solchen Augenblicken. Wir Männer des Südens mögen das stille, Gefühle spinnende „Gemüth“ der Deutschen, dessen Du erwähntest, nicht kennen — aber es ist etwas Anderes, Gewaltigeres, Stachelnderes in unseren Naturen lebendig: das ist die unauslöschliche Sehnsucht nach dem Weibe, von der unsere ganze Natur Ton und Stimmung erhält, von der sie ewig erfüllt wird und die uns zu musikalischen Naturen macht, denn nur die Musik kann diese Sehnsucht ganz aussprechen. Wo Unsereins einen musikalischen Ton anschlägt, da bricht auch sofort diese Sehnsucht in all ihrer Macht hervor, uud darum hat unsere Musik stets nur einen Inhalt.“

„Und so sagt“, fiel hier Donna Ottavia ein,

„Deine Inschrift nichts weiter als: seit ich Dein Weib geworden, drängt Dich die Sehnsucht nicht mehr, die Laute zu schlagen und mit einer Stimme von mäßigem Umfang und einer Ausbildung, die viel zu wünschen übrig läßt, die Ruhe der stillen Sommernächte zu stören . . .“

Alle lachten.

Graf Egino sagte dann:

„Lassen wir die Inschrift, mag sie bedeuten, was sie will, sie beweist jedenfalls, wie reich doch die Welt und wie bedeutungsvoll jedes Einzelne in ihr. Man braucht nur um sich zu blicken, wie hier von dieser Pergola, um tausend Gegenstände zu entdecken, die unseren Geist gefangennehmen und unser Gemüth in Schwingungen setzen; man braucht nur zwei Worte zu lesen wie die Inschrift Eures Hauses und man findet Stoff, um stundenlang ihren Sinn erörtern zu können.“

„Bis man gelernt hat“, fiel Callisto ein, „für das bewegte Gemüth den Ankergrund solcher quies zu finden und den Geist nicht mehr gefangen nehmen zu lassen, sondern ihn widerstandsfähig für beirrende Eindrücke zu machen.“

„Das lernt sich schwer“, erwiderte Egino. „Mich erregt noch im tiefsten Innersten dieser Reichthum der Welt, und just der Welt, die mich hier umgibt, und reißt meinen Geist bald zu dieser, bald zu jener Gestaltung, die hier vor mir auftaucht, bald in dieses, bald in jenes Reich der Gedanken und Empfindungen. Es hat etwas Sinnverwirrendes, ich möchte ausrufen zuweilen: wohin rett' ich mich vor diesem Rom! Da ist die alte Welt, da sind ihre Monumente, ihre Trümmer, ihre zerschlagenen Säulen, ihre verstümmelten Marmorwerke; da sind hoch in die Lüfte ragende Steingebilde, deren stolze Linien mich mit den Gedanken an die Größe und Geisteshoheit der Alten erfüllen; da sind die leuchtenden Standbilder antiker Kunst, die Marmorgestalten alter Götter und Heroen, aus denen der Gedanke der Schönheit mich, ich möchte sagen, überströmt! — Da sind alle die Schöpfungen des christlichen Roms, seine Basiliken, seine Märtyrergräber, seine Stein und Metall gewordene Tradition von dem erhabensten Mysterium, von der Thatsache des vermenschlichten Gottes, der nun die Menschen vergöttlicht.

Da ist, von jedem irdischen Glanz umgeben, der Heilige Vater, jener wundersame Mann, der in seiner halb der Erde, halb dem Himmel angehörenden Doppelnatur mit den Füßen am Grabe der Apostel steht, mit dem unfehlbaren Haupte über unseren Sehkreis empor in die Wolken des Himmels ragt, wo ihm der heilige Geist seine Eingebungen zuflüstert. Da ist der Mittelpunkt der Welt, der Punkt, von wo die Bildung der Menschheit des Abendlandes ausging, wohin ihre Verehrung, ihre Gedanken, ihr Hülfeflehen zurückströmen. Unter meinen Schritten hier tönt die Wölbung der Katakomben wider, der Mine, die, still unter dem Boden der alten Heidenwelt ausgewühlt, diese endlich in die Luft sprengte; unter meinen Fußtritten hier wirbelt Staub auf, der vielleicht die Asche der Scipionen, der Cäsaren enthält. Im Sturme, der über mein Haupt hinfährt, höre ich bald den brausenden Ruf des Volkes bei dem Triumphzug seiner Imperatoren, bald das Wehegeheul der Erschlagenen und Sterbenden unter den Tatzen der Arena-Bestien — bald den gellenden Aufruhrschrei der Menge, die Nero's goldene Bildsäulen

zerstört. Ich kann dort den Tiber seine Wellen nicht wälzen sehen, ohne im Geiste die Götterbilder zu erblicken, die auf seinem Grunde ruhen; die Mauer Aurelian's nicht ragen sehen, ohne mir die gewappneten Schaaren der Prätorianer vorzustellen, wie sie über ihre Zinnen dahinschreiten, die Blicke gen Norden gewendet, von woher die Heere des Alarich und Theodorich, die hohen Gothen dräuend herannahen. Und so erregt, bestürmt, erschüttert, ja oft berauscht, wenn Ihrs so nennen wollt — woher soll da dem Gemüth die Seelenstille, die magna quies kommen!"

Donna Ottavia hatte dem erglühenden jungen Manne still zugehört; jetzt sagte sie:

„Ihr seid fremd in diese Welt geworfen, Signor Conte Gino — und Ihr seid jung; was Euch so bewegt und nicht ruhen läßt, mag deshalb so auf Euer Herz wirken, weil dieses Herz frei ist von eigenem Leben. Wie die Fluth, wenn sich die Schleusen öffnen, in eine leere Tiefe, strömt die reiche Welt, die Euch hier umgibt, in Euer Inneres herein. Seid Ihr älter geworden, hat sich in der Tiefe Eures Innern erst ein eigenes Leben gebildet, das

Euch erfüllt, dann hört die Heftigkeit jenes Fluthstroms, der keinen tiefen und noch leeren Grund mehr auszufüllen findet, von selbst auf; und seid Ihr erst wieder daheim, so wird sicherlich eine liebe Hand Euch an Eures Hauses deutschen Söller schreiben dürfen, was mir Signor Callisto auf den Fries unseres kleinen Casino schrieb."

„Grundgütiger Himmel", rief Egino aus, „wenn das Herz so voll ist, so nennt Ihr es ohne eigenes Leben und gar leer? Eine Seele, die entflammt ist von allem Schönen der Welt, einen Willen, der entschlossen ist, in sein Leben, wie in einen Blüthenkranz, nur Großes und Herrliches zu flechten, und einen Geist, der schwärmt in der seligen Vorahnung dieses Großen und Herrlichen. — die nennt Ihr ohne eigenes Leben und noch inhaltlos?"

„Conte Gino", versetzte Ottavia, „Ihr seid ein Stück von einem Poeten und deshalb werde ich mich Euch nicht verständlich machen können mit meiner Meinung, die Euch nur nüchtern erscheinen wird. Aber es gibt zwei Arten Poesie, die eine in unserer Brust, die andere in unserem Herzen; die eine gehört den begeisterten

Männern, die andere den nüchterner fühlenden Frauen; die eine drängt Großes und Herrliches zu erobern und macht stolz; die andere lehrt beschützen, hegen, helfen und macht demüthig; die eine nährt sich am Großen und Gewaltigen, die eine berauscht, die andere rührt; die eine blickt zur Sonne auf und lenkt mit Alles wagender Hand des Phöbus flammenhufiges Gespann; die andere heftet ihre Blicke an einen schönen fernen Stern der Nacht und sieht ihn entsagungsvoll ins dunkle Meer versinken — und das ist die Poesie, von der ich meine, daß auch sie Euch einst kommen wird, denn sie allein ist's, die das Menschenherz wahrhaft erfüllt und ihm das Glück der Ruhe bringt. Ihr versteht mich nicht, Don Gino — geht und verliebt Euch erst, verliebt Euch ein wenig unglücklich und Ihr werdet mich verstehen."

„Ich danke Euch für den Rath, Donna Ottavia", erwiderte lachend Egino, „aber ich denke ihn nicht zu befolgen — ich bin viel zu sehr beschäftigt dazu, und eine Liebe, zumal eine unglückliche, würde mich stören."

„Was hätte ein junger Fürstensohn, wie Ihr, so viel Dringendes zu thun?"

„Genug, um die Tage rasch wie Traumgewebe an mir vorüberfliegen zu sehen. Heute zum Beispiel habe ich mit Eurem Gatten die Schrift durchzugehen, welche Signor Callisto in dem Proceß, den ich hier an der Rota betreibe, aufgesetzt hat; dann nach Tische habe ich Freunden versprochen, mit ihnen zum Colosseo zu gehen, wo ein Stierkampf gehalten wird, und am Abend endlich muß ich zum Albergo dei Pellegrini tedeschi wandern, um nach einem wunderlichen Landsmann und seiner hübschen Nichte zu sehen, die ich eben an Aqua Acetosa traf, als ich vorüberritt, und denen ich dann meine Hilfe bei ihrer Niederlassung in Rom zusagte."

„Weil die Nichte hübsch war?" fragte Donna Ottavia lächelnd.

„Nicht deshalb — sondern weil ich sie geschlagen habe und dies gutmachen möchte."

„Ihr habt sie geschlagen ... unmöglich — ein Mann schlägt kein Weib!"

„In Italien!" antwortete Egino. „Wir Deutsche sind darin roher, ich muß es leider gestehen, obwohl ich nicht so unritterlich handelte, wie meine Worte glauben lassen. Das Mädchen

hatte sich um ihrer Sicherheit während der weiten Wanderfahrt willen als Knaben verkleidet; ich verlangte von diesem jungen Burschen eine kleine Hilfeleistung, und da sie mir verweigert wurde, fuhr ich in gedankenlosem Aerger mit der Gerte darein — der Junge schien mir so halsstarrig! Und ich wußte ja nicht, daß sie ein Mädchen, daß Beide Deutsche waren! Aber habe ich nicht recht, es wieder gut machen zu wollen?"

„Das habt Ihr, Don Gino. Macht's nur nicht zu gut!" lächelte die Frau vom Hause.

„Also an unsere Arbeit", unterbrach Signor Callisto, sich erhebend, „auch ich habe zu thun, — ich habe noch heute für ein Brautpaar aus einem der größten Häuser Roms einen Ehevertrag vorzubereiten ... für eine seltsame Ehe ... ich werde meine Gedanken sehr angestrengt dabei zusammennehmen müssen, damit ich beider Clienten Vortheil wahre und der stärkere von Beiden nicht zu sehr den Löwenantheil bekommt."

„Du redest von den Savelli ... wird diese Ehe wirklich geschlossen? Das arme Mädchen!" rief Donna Ottavia aus. „Ich bitte, nimm Dich ihrer an, damit sie so unabhängig gestellt,

und ihres Gutes Herrin bleibe, wie es Dir möglich ist, ihr zu erwirken."

„Gewiß werde ich thun, was ich vermag", entgegnete Signor Callisto — „wir Juristen sind, wenn wir an solchen Banden schmieden helfen, nie so unerbittlich wie die Preti, die, weil sie selbst kein Weib nehmen dürfen, den Andern die Fessel eisern und unzerbrechlich machen. — Aber nun kommt, Signor Conte, zu unsern Akten!"

Mit diesen Worten öffnete der Rechtsgelehrte die ins Innere des Hauses führende Thüre, um Egino in sein Arbeitsgemach zu führen und ihm dort vorzulegen, was er als sein Procurator an der Rota Romana in den Angelegenheiten, die den jungen Deutschen nach Rom geführt, geschrieben und gethan.

5.

Irmgard.

Eine Stunde vor Ave Maria ging Egino zur Herberge der deutschen Wallfahrer, die unfern der Piazza Navona in einer engen und schmutzigen Gasse lag, da, wo sich später das Hospital der Deutschen erhob; damals stand erst die aus Beisteuern der Deutschen und Niederländer auferbaute Nationalkirche Santa Maria del Anima, die, im Jubiläumjahre 1500 begonnen, sich jetzt ihrer Vollendung nahte. Daneben lag die Herberge. Egino hatte in diesem alten vielstöckigen Gebäude lange zu suchen, Treppen zu ersteigen, dunkle Corridore zu durchtappen, bis er in eine große aber dunkle, mit dem einzigen Fenster auf eine schmale Gasse hinausgehende Kammer gelangte, in welcher von seinen drei neuen Bekannten von Aqua Acetosa zwei, Irmgard

und Ohm Kraps, unterdeß richtig eine Unterkunft gefunden hatten.

Ohm Kraps saß am Fenster; er hatte auf einem schmalen Tischlein eine strohumflochtene Fläsche hellen Orvietoweines und einen Teller mit Schnitten eines hellgelben Anisbrodes daneben vor sich, und auf seinem grotesken Antlitze lag der Ausdruck unsäglichen Behagens und Genusses.

Das Fenster hatte Ohm Kraps trotz der warmen Luft geschlossen; er blickte durch die kleinen Glasscheiben die Fronte des Hauses jenseits der engen Gasse an; hatte er doch seine Freude an diesen Glasscheiben, durch die er wie ein vornehmer Mann hinaussah; im Norden waren sie ja damals noch Kostbarkeiten; noch ließ in England ein Herzog von Northumberland, wenn er aus einem seiner Schlösser abzog, die Fensterscheiben ausheben und verpacken, damit sie während seiner Abwesenheit gesicherter seien; daheim in Ulm also hatte Kraps solchen Luxus nicht gekannt; da hatte das Münster verglaste Fenster und einige Häuser der reichsten Patricier; der Bürgersmann aber hölzerne Läden vor den Kreuzstöcken, die er aufmachen

konnte, wenn er Licht haben oder hinausschauen wollte.

Der deutsche Esel mußte irgendwo eine Stallung gefunden haben, wo er, zu römischen Brüdern gesellt, seine stillen Anschauungen mannichfach bereichern konnte; die Körbe, welche er getragen, standen in einer Ecke des Zimmers; Irmgard verschloß eben, als Egino eintrat, einen Wandschrank, in dem sie einen Theil des Inhalts untergebracht hatte.

Irmgard hatte ihre Knabenkleider noch nicht abgelegt.

„Es ist gütig von Euch, Graf Egino, daß Ihr wirklich schon heute kommt, nach uns zu sehen", sagte sie ihm entgegentretend. „Ihr findet uns aufgehoben, so gut wir's erwarten konnten, und Ohm Kraps ist sehr zufrieden, daß wir am Ziele sind. Er hat einen Wein hier im Hause gefunden, von dem er behauptet, wenn er auch sein Leben ein Glockengießer bleiben müsse und man auch niemals etwas Besseres aus ihm machen wolle — das Getränk verlohne schon, drum nach Rom gepilgert zu sein."

„Und Ihr", fragte Egino, „Ihr habt in den

ersten Stunden so viel von Roms Herrlichkeit zu schauen gehabt, daß Ihr nicht Zeit gefunden, Euch in ein Mädchen zu verwandeln?"

„Es ist fast so", versetzte Irmgard, Egino einen Stuhl zum Fenster tragend. „Ich bin eine Weile durch die Stadt gewandert, um meine Schaulust zu befriedigen."

„Allein?"

„Allein. Ohm Kraps war zu ermüdet. Mir war's unerträglich, nachdem wir wochenlang gewandert, gewandert Tag für Tag, ohne Rast thalauf, thalab, nun plötzlich still in dieser Kammer sitzen und die Stunden verträumen zu sollen . . . mir war's wie der geläuteten Glocke, die sich langsam ausschwingt und nicht plötzlich stille stehen kann."

„Und nun wie in einer geläuteten Glocke summt in Euch wol der Lärm und der Rumor der volkreichen Stadt nach und der Kopf schwirrt Euch von Allem, was Ihr gesehen?"

„Volkreich ist die Stadt genug und ein buntes Gedränge auf den Gassen — daheim ist's beim Mummenschanz und Fastnachtsspiel nicht viel ärger. Landvolk hab' ich gesehen in vielfarbiger

Tracht und schöne stattliche Weiber mit Goldschmuck in den Ohren und um den Hals, aber mit zerrissenen Röcken, schmutzige Kinder an der Hand führend; vielerlei Mönchvolk und Clerisei in verschiedenen Habiten, als ob sie's ausprobiren müßten, welcher Schnitt und welche Farbe dem lieben Gott am meisten nach seinem Geschmack oder für die Frömmigkeit am gedeihlichsten; auch Cardinäle, die waren ganz roth und saßen auf stattlichen Rossen und hatten bewaffnete Trabanten neben sich schreiten, wüste Kerle, Landsknechte mit Büchsen auf den Schultern und langen klirrenden Schwertern. Einem Zug begegnete ich, vor dem bin ich davongelaufen, es waren zwei lange Reihen von Männern in hellblauen Leinwandkitteln mit Capuzen, die über den Kopf gestülpt waren und bis auf die Brust niederhingen — es waren Löcher für die Augen ausgeschnitten, durch die sie blickten . . . das erschreckte mich, ich kann Euch nicht sagen wie . . . sie sahen aus wie die Miselsüchtigen, die daheim vor unserer Stadt um das Siechenhaus schleichen . . so schauerlich! Weshalb vermummen sie sich so?"

„Es sind Bruderschaften", versetzte Egino,

„sie machen gemeinschaftliche Bußfahrten oder begleiten Leichenbestattungen, Hinrichtungen oder das heilige Bambino, das Christkindlein, wenn es zum Wunderthun zu Kranken gebracht wird . . .“

„Und einmal“, fiel Irmgard ein, „begegnete ich einem Trupp Soldaten, die umringten einen langen Zug von vielen Jochen Büffelochsen, welche große schwere Geschütze auf wuchtigen Rädern daherschleppten . . . Da ist mir ein Gedanke gekommen, Graf Egino, wißt Ihr mir's zu erklären? Wenn unser Heiliger Vater nun einmal Geschütze, Soldaten, Land und Unterthanen haben soll, weshalb beherrscht er dann nicht die ganze christliche Welt? Ein solcher unfehlbarer Mann muß es doch besser wie alle Könige verstehen, und weshalb jagt man nicht die dummen, fehlbaren Könige fort, um nur ihm zu gehorchen?“

„Ihr habt Recht, Irmgard“, antwortete Egino lachend, „er braucht's ja nur als Glaubenssatz auszusprechen. Aber ich fürchte, die Fürsten der christlichen Welt würden an dies Dogma nicht glauben. Die Menschen sind nun einmal so, sie geben den Dogmen sehr gerne ihren Verstand, ihre bessere Einsicht und ihren Mutter=

witz preis, aber nicht ihren Vortheil oder ein einträglich Stück Land."

„Mag sein, und es ist unsere Sache nicht, es zu entscheiden", versetzte Irmgard, die, während sie sprach, sich mit den Armen auf die Lehne des Stuhles gestützt hatte, auf dem Ohm Kraps saß, und so mit ruhigen Blicken Egino, der neben dem Tische des Ohms Platz genommen, anschaute . . . „obwohl", fuhr sie scherzend fort, „es ein gutes Ding für den Ohm und seine Kunst wäre, denn die Glocken würden im Preise steigen!"

„Das würden sie", erwiderte Egino. „Aber nun erzählt mir weiter, was Ihr gesehen. War't Ihr im Sanct Peter, saht Ihr sonst irgend ein schönes und großes Monument der Vergangenheit . . . wißt Ihr, daß ich Euch gar lau und kühl für den ersten in Rom verbrachten Tag finde?"

„Thut Ihr das? Ihr mögt Recht haben und ich bin wohl einfältig, daß ich mich nicht über all' solche Dinge mehr verwundern kann. Ich glaube, es ist all mein Leben lang mein Fehler gewesen, daß keine rechte Freude in mich eingehen

will, wenn ich Dinge sehe, über die gescheitere Menschen oft in großen Jubel ausbrechen, daß sie so etwas mit Augen sehen. Ohm Kraps sagt, ich wäre die rechte Frau gewesen für den starken Michel, der das Fürchten lernen wollte . . . doch fürchten kann ich mich schon, aber verwundern nicht . . . ich denke, wenn ich mich über etwas verwundern sollte, müßte ich bei Sonne, Mond und Sternen, bei den Bergen und dem blauen Himmel, der darüber ausgespannt ist, anfangen, und nicht bei Menschenwerken. Wo sollte ich da aber ein Ende finden?"

„Menschenwerk also, wenn es auch schön und groß ist, macht Euer Herz nicht höher schlagen?" fragte Egino.

Irmgard schüttelte den Kopf.

„Ich bin zu dumm, um urtheilen zu können, ob es schön und groß ist. Mein Herz schlägt nur höher, wenn ich von etwas recht Bravem und Gutem höre, das ein Mensch gethan. Und am höchsten und fröhlichsten, wenn ich sehe, daß ich es diesem garstigen, bösen, alten Ohm Kraps so recht behaglich und wohnlich in seinen vier Wänden gemacht; wenn ich denke, wie garstig

und herzlos die Menschen oft gegen ihn waren, wie er so mutterseelenallein in der Welt und Keiner sein Freund ist und kein Ding ihm eine rechte Freude gibt; und wenn ich dann für ihn sorge und sehe, wie er ein Wohlbehagen hat und wie es ihm wie ein Lächeln von Glück über die alten, häßlichen, schwarzbraunen Züge läuft, dann schlägt mir das Herz wohl höher — nicht wahr, alter Ohm", fuhr sie lächelnd und sich über ihn beugend und ihre Schläfe auf den grauen struppigen Scheitel des mit dem Lächeln eines Idioten dasitzenden kleinen Ungeheuers legend, fort — „das ist doch das beste Glück, wenn wir daheim in stiller Zufriedenheit sitzen! Was kümmern uns die Menschen, was sie Garstiges sagen, um uns zu verspotten, oder sich Böses thun, um einander zu schaden, oder auch Großes und Schönes aufbauen, malen und verfertigen, das wir nicht verstehen."

Egino sah sie wohl ein wenig gerührt, aber mehr noch verwundert an — es war doch so himmelweit von seiner Art zu empfinden entfernt, so kleinherzig, so beschränkt . . . und doch war etwas darin, weshalb er es nicht zu verdammen

wagte, etwas, das — Donna Ottavia hätte es nur zu hören brauchen, sie hätte ihm vielleicht darin eine neue Art von Poesie gezeigt!

„Aber nun“, hob Irmgard wieder an, „hab' ich schon zu lange von mir geredet, und wenn es nicht gar zu kühn ist, möchte ich sagen, es sei nun an Euch, Graf Egino, Euren Landsleuten ein wenig zu erzählen, was Euch nach Rom führt, wer die Eurigen daheim sind, ob Ihr lange hier zu bleiben gedenkt, ob Ihr vielleicht wohl gar vorhabt, als ein jüngerer Sohn Eures Hauses Euch der Kirche zu widmen und ...“

„Mich der Kirche zu widmen“, unterbrach sie kopfschüttelnd Egino, „wahrhaftig, das ist meine Absicht nicht; ich bin nicht dazu auferzogen. In Bologna habe ich drei Jahre lang die Rechte studirt, mit vielen Anderen vom deutschen Adel; aber während sie über die Alpen heimzogen, hat ein älterer regierender Bruder mich hieher gen Rom gesendet, um hier einen großen und verwickelten Proceß zu betreiben, der an der Rota Romana augebracht ist, dem höchsten Gerichtshofe der Christenheit, wenn Ihr je in Eurem Leben davon gehört habt ...“

Irmgard schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte sie. „Und um was handelt es sich bei diesem Proceß?“

„Um einen Streit mit dem Augustiner-Orden über allerlei Recht an einem den Mönchen vermachten Gut, das beim Belfried von Ortenburg zu Lehn geht.“

„Mit einem Orden? Und da hofft Ihr hier in Rom zu gewinnen?“

„Weshalb nicht? Wir glauben das Recht für uns zu haben, das ist immerhin etwas ...“

„Nicht viel!“ schaltete hier, sein Gesicht verziehend, Onkel Kraps ein, der sehr aufmerksam dem Gespräche zugehört und dabei bald Irmgard, bald den jungen Grafen angeblickt hatte. „Wenn die Mönche, die Euer Widerpart sind, sehen, daß Ihr ein Recht habt, räuchern sie's Euch aus dem Proceß schon mit ihrem Weihrauch hinaus ...“

„Der Weihrauch thut nicht Alles. Der Eine der heiligen drei Könige brachte Weihrauch, der Andere Myrrhen und der Dritte Gold zur Krippe. Ich denke nicht, daß Sanct Joseph den Letzten am ungnädigsten angeschaut hat.“

„Ja, ja, Gold . . . wenn Ihr denn dessen zur Genüge habt“, nickte grinsend Ohm Kraps . . . „es ist seiner sonst in deutschen Fürstentaschen nicht zu viel!“

„Ohm Kraps!“ fiel Irmgard erschrocken ein.

„Laßt ihn reden, er sagt ja die Wahrheit“, unterbrach Egino sie. „Aber wo es sein muß, da findet sich's eben auch. Es ist das, Gottlob, nicht meine, sondern meines Bruders Sorge. Und dazu kommt, daß unsere Gegner einen billig denkenden, gelehrten und gar einsichtigen Mann hiehergesendet haben.“

„Einen Ordensmann, der hier Euer Widerpart ist?“ fragte Irmgard.

„Einen Ordensmann“, antwortete Egino, „einen noch jungen Mönch; er ist aus dem Kloster zu Wittenberg und heißt Bruder Martin.“

„Und eines gelehrten und einsichtigen Widerparts freut Ihr Euch?“

„Sicherlich, denn es ist eine ehrliche deutsche Seele, die immer nur mit offenem Visir handeln wird, und von der ich mich keiner wälschen Tücke zu versehen habe. Ich werde, denk' ich, mit ihm schon handelseins werden. Je ein-

sichtiger und klüger ein Mann, desto besser ist mit ihm Hader und Streit haben — nur mit den Dummen und Geistesschwachen muß man sich hüten, in einen Span zu gerathen. Und nun gehabt Euch wohl. Ich hab' ja gesehen, daß Ihr fürs Erste wohl aufgehoben seid. Und wenn Ohm Kraps Hindernisse und Schwierigkeiten findet, sein gutes deutsches Geld für eine blaue oder rothe Amtsschaube loszuwerden, so kommt zu mir, ich führe ihn dann, wenn alles Andere nichts fruchtet, zu eben jenem meinem Widerpart, dem Bruder Martin. Er wird dann helfen müssen und es können, denn seines Ordens ist immer der Sacristan der päpstlichen Capelle, womit die Seelsorge im Vatican verbunden ist — da haben wir die ersprießlichste Anknüpfung ..."

„Und Ihr glaubt, auf Euren Wunsch würde dieser Bruder, Euer Widerpart, geneigt sein ..."

„Just weil ich sein Widerpart bin, fiel lächelnd Graf Egino ein. „Er ist ein evangelischer Mann, der das „liebet eure Feinde" begriffen; Ihr solltet nur erst sehen, wie vertraute und herzliche „Feinde" wir sind! Nun aber behüt' Euch Gott, Euch Beide; laßt den Ohm

nicht zu viel trinken, seine deutsche Arglosigkeit könnte sonst von dem hellgelben italienischen Stoff da in Schaden gebracht werden — er ist nicht so harmlos wie er aussieht. Was wäre auch harmlos in diesem schönen Sonnenlande! Merkt Euch's auch Ihr, Irmgard!"

Er nickte Ohm Kraps mit dem Kopfe zu, reichte Irmgard die Hand und schritt mit den klirrenden Sporen laut und rasch über den Steinflur der Kammer davon.

Irmgard stand lange und horchte, wie dieser feste und ritterliche Schrit draußen auf dem Gange verklang.

„Was stehst Du so und horchst, Irmgard?" fragte Ohm Kraps, zu ihr aufschauend. „Das ist ein Narr. Gutmüthig, aber ein Narr! Er redet, wie er denkt. Er lobt seinen Widerpart, den Mönch, der ihn anführen wird. Er hat Dich mit der Peitsche geschlagen und gebahrt sich nun freundschaftlich! So, meint er, sei's gut! Er ist ein Narr, Irmgard."

Irmgard sah ihren Ohm an, mit einer Miene, worauf sich eine große Betroffenheit zeigte.

„Ist das Euer Ernst?" rief sie aus.

„Denkst Du anders? Kannst Du's vergessen?"

Sie schwieg.

„Vergessen?" antwortete sie dann nach einer langen Pause wie aus tiefem Sinnen auffahrend. „Nein! Ich glaube nicht, daß ein Mädchen so etwas vergißt. Aber ich meine das Nichtvergessen anders als Ihr, Ohm!"

Damit ging sie in eine Nebenkammer, um endlich ihre Knabenkleider abzulegen, die sie jetzt plötzlich wie in ungeduldiger Heftigkeit von sich warf.

6.

Grübeleien einer Deutschen.

Am andern Tage schon, in der Nachmittagsstunde, kehrte Egino zu dem Albergo dei Pellegrini tedeschi zurück.

Als er in die Kammer seiner deutschen Freunde eintrat, fand er Irmgard in ihrer Mädchentracht. Sie erröthete, als sie ihn so plötzlich und unerwartet eintreten sah, und dies Erröthen machte sie sehr hübsch in ihrem schwarzen Sammthäubchen, unter dem die reichen blonden Haare in krausen Locken kurz hervorquollen; sie hatte sie ja kurz verschnitten um der Reise willen. Ein braunes Mieder mit schwarzem schmalen Sammtbesatz und ein kurzer ebenso gesäumter Rock zeigte ihre vortheilhafte Gestalt. Es war Alles sehr einfach; aber Egino fand sie viel hübscher, als er sie gestern gefunden hatte.

„Ich komme“, sagte der junge Mann, ihr die Hand reichend und dem Ohm zunickend, „weil mir der Gedanke gekommen ist, es sei am besten, Euch, Irmgard, zu einer verständigen und wohlwollenden Frau zu führen, die ich kenne, und die sicherlich am besten im Stande ist, Euch guten Rath zu geben, wie Ihrs anfangt, Euch hier sicher und passend unterzubringen.“

„Das ist überaus gütig von Euch“, versetzte hocherfreut Irmgard.

„Ihr habt noch keine Wohnung für Euch gemiethet?“

„Nein.“

“Wohl denn, so kommt! Donna Ottavia Minucci, zu der wir gehen, ist die Frau eines Procuratore, eines geschätzten Rechtsgelehrten; sie ist eine Römerin, die ihre Vaterstadt kennt und sich gern Eurer annehmen wird. Seid Ihr bereit?“

„Ich bin es, Herr — und Ihr selbst wollt mich hinführen?“

„Würdet Ihr sonst sie finden?“

Irmgard machte sich freudig erregt zum Ausgehen fertig. Sie holte eine Tasche, die sie

mit einem Silberhaken an ihren Gürtel befestigte, herbei; dann ein Paar Handschuhe, ein Tuch, dessen es an dem warmen Tage nicht bedurfte, und das die deutsche Gewohnheit sie über den Arm werfen ließ und nahm Abschied von Ohm Kraps.

„Haltet Euch wohl, Ohm“, sagte sie, „und zerbrecht von unserem Geräthe nichts; vergeßt auch nicht, Wasser in Euren Wein zu gießen, wenn Ihr trinkt. Gott behüt' und laßt Euch die Zeit nicht lang werden.“

Sie ging und Egino folgte ihr.

Auf der Straße gingen sie schweigend und rasch. Das deutsche Mädchen wurde von vielen der Männer, denen sie begegneten, bemerkt. Die blonde Schönheit fiel ihnen offenbar auf; sie starrten ihr frech ins Gesicht, machten laute Bemerkungen über sie, blieben stehen, um ihr nachzuschauen — Egino gerieth mehreremale in Versuchung, die Unverschämten zurechtzuweisen, aber Irmgard zog ihn flüchtigen Fußes weiter.

Als sie vor die Porta del Popolo kamen, athmete sie auf. Sie ließ ihre hellen Blicke über die Landschaft draußen schweifen.

„Die Berge sind schön — sind jene Bäume Palmen, die dort auf der Höhe?“ fragte sie.

„Nein, es sind Pinien. Die Palme wächst nicht in Rom“, versetzte Egino. „Zur Entschädigung hat es den Lorbeer.“

„Daraus flicht man den Siegern Kränze“, antwortete Irmgard. „Das ist nichts für Mädchen und Frauen, die sich nur eine Palme verdienen können; für sie ist hier also nicht gesorgt. Rom scheint für sie überhaupt kein guter Ort“, setzte sie, vielleicht noch unter dem Eindruck des eben Erlebten, hinzu, „ich wollte heute Morgen in eine Capelle eintreten, aber man wies mich heftig zurück, weil ich ein Weib sei.“

„Darein“, rief Egino achselzuckend aus, „werdet Ihr Euch fügen müssen, Irmgard, viele Orte hier nicht betreten zu dürfen, weil sie zu heilig für den Fuß einer Frau sind.“

„Die Männer also sind reiner und unschuldiger! Seht, wenn ich mich über Eure Monumente und großen Ruinen nicht verwundere — das sind nun Dinge, darüber verwundere ich mich! Ach, es ist so viel im Glauben, worüber ich mich verwundere. Zum Beispiel, daß sie

immer davon reden, wie der Heiland so grenzenlos viel für uns Sünder gelitten und schier alles Leid der Welt auf sich genommen habe."

„Scheint Euch das denn nicht?"

„Ihr denkt wohl", sagte Irmgard, schüchtern zu Egino aufblickend, „ich bin eine rechte Ketzerin?"

„Nein, nein, redet weiter, Irmgard."

„Nun wohl denn, ich denke, man könnte von Leiden nur reden, wenn er tief innerlich gelitten — wenn er verrathen worden wäre durch ein Weib, das er geliebt; wenn er hätte das allmählige moralische Versinken und Verderben eines einzigen Sohnes, der seine ganze Hoffnung gewesen, ansehen müssen; oder wenn er eine geliebte Tochter in den Armen des Lasters hätte wiederfinden müssen; oder wenn er arm und siech gewesen wäre und einer Schaar hungernder Kinder hätte kein Brod reichen können. Das wäre das rechte Leid der Welt gewesen, ein Seelenleid! — Um einer Ueberzeugung willen ermordet zu werden, ist ein Unglück, ein Körperleid, und wer nähme das nicht über sich, wenn er damit die ganze Menschheit erlösen, ein gar nicht in Worten zu sagendes Glück über alle gegen-

wärtigen und kommenden Geschlechter ausgießen, ja Gott selber, der nun nicht mehr wegen der alten Erbsünde zu zürnen braucht, glücklich machen kann? Ich meine, der Heiland müßte nicht gelitten haben, sondern stets unermeßlich glücklich gewesen sein im Gedanken, was Alles er durch sein Sterben und ein gar kurzes Todtsein während dreier Tage für die Menschheit erwirken könne! Ich rede wohl recht dumm — aber Ihr selbst, Graf Egino, würdet Ihr nicht gern sterben, nicht blos zum Schein auf drei Tage, sondern ernstlich, für immer, wenn Ihr wüßtet, daß Ihr dadurch das ganze heilige römische Reich für immer von all seinem Elend erlösen könntet? Würdet Ihr nicht freudig in den Tod gehen, wie ein rechter Mann es für sein Vaterland thut?"

„Das würde ich", entgegnete Egino nickend.

„Und dann", fuhr Irmgard eifrig fort, „leben ja auch die geistlichen Menschen hier, wo sie doch am meisten an das Leiden des Herrn denken müssen, so in rechter voller Lebensfreude. Welche Herrlichkeit hat nicht der Papst..."

„Freilich, freilich", fiel hier Egino ein; „wenn er umringt von seinen Garden durch die

Stadt zieht, hoch zu Rosse, unter Glockengeläute und Kanonendonner, so ist wohl Niemand, der ihm im Geiste das bleiche, leidende und trauer-erfüllte Antlitz eines armen Dulders über die Schulter blicken sieht. Auch sind immer Die, welche für ihr Vaterland oder für die Menschheit starben, froh in den Tod gegangen; und doch konnte Keiner von ihnen, sowie Christus, mit dem Blick der Allwissenheit überschauen, welches Heil in ihrem Tode für die Menschheit aller Zeiten lag. Und so", fuhr er lächelnd fort, „könnten wir uns ja damit einverstanden erklären, daß der Papst herrlich und in Freuden lebt!"

„Ja, ja", fuhr Irmgard fort; „aber Eins will mir noch schwerer zu Sinn; das ist, weshalb Gott die Niederen und Armen geschaffen hat? Hier auf Erden ist nur Elend für sie, und in den Himmel können sie nicht kommen, weil sie nicht das Geld haben und nicht die Zeit, Wallfahrten zu gehn, Messen zu stiften, Ablässe zu kaufen, den ganzen Tag zu beten oder irgend was für die Kirchen herzugeben und so den Himmel zu gewinnen!"

„Aber dies Alles sind gefährliche Gedanken für ein Mädchen, Irmgard."

„Das weiß ich“, sagte Irmgard ernst, „aber wenn sie mir kommen, so hilft kein Wollen oder Nichtwollen, ich muß sie ausdenken.“

„Und sprecht Ihr sie dann auch aus?“

„Nein, ich hüte mich.“

Es lag in dieser Antwort ein Eingeständniß des Vertrauens für Egino, dessen Irmgard sich plötzlich bewußt wurde, denn sie erröthete und schwieg.

Sie kamen zur Villa. Donna Ottavia war im Garten und führte sie zu einer Bank im Schatten eines Laurusgebüsches. Das junge Mädchen aus Deutschland flößte ihr lebhaftes Interesse ein; sie ließ sich von ihr ihre Lebensgeschichte erzählen, so ausführlich es Irmgard bei ihrer auf der Wegfahrt wohlgeübten, aber immer doch noch schwachen Redefertigkeit im Italienischen vermochte. Dann sprach Irmgard von den einzelnen Punkten, wobei sie Rath und Auskunft über römische Verhältnisse der Alltagsexistenz wünschte, vom Capitel der Wohnungen und der Wäsche bis auf das der Bereitung von Broccoli und Artischocken herab.

„Das ist aber nichts für Euch, Conte Gino“,

sagte lächelnd Frau Ottavia dabei; „Ihr seht in dem römischen Boden nur den Staub der Scipionen und Gracchen; für Euch wachsen aus diesem Grunde nur die Schattengestalten des Horaz und des Tacitus empor.... daß auch Kohl und andere Gemüse darauf wachsen, daß die Nachkommen der Scipionen sich um die Reinigung der Wäsche kümmern müssen, verdirbt Euch nur die Illusion.“

„Allerdings“, versetzte Egino heiter, „ein wenig, obwohl nicht mehr so stark wie früher — seit Ihr mir nämlich von einer Poesie gesprochen habt, die uns auch beim Gemüseziehen und sogar beim Wäschereinigen begleiten kann. Und was Eure Lehre nicht gethan, das haben die Worte Irmgard's gethan, die mir das Beispiel des Nichtbewunderns gab und damit Wasser auf meine Flamme goß. Aber ich gehe, während Ihr Euch unterredet, um Euren Gemahl zu begrüßen...“

„Thut es“, sagte Donna Ottavia; „er wünscht Euch zu sehen, da er eine Bitte an Euch hat, Conte Gino.“

Egino verließ die Frauen und suchte Callisto in seiner Arbeitsstube auf.

„Ich werde nicht stören“, sagte er zu dem über Pergamente und Acten gebeugten Rechtsgelehrten, „und werde gehen, sobald ich von Euch vernommen, worin ich Euch dienen könnte.“

„Das könnt Ihr in der That, Graf Egino“, versetzte Signor Callisto. „Ihr könnt mir einen Gefallen erweisen, falls Ihr eine kleine Mühe nicht scheut und nicht etwa hier mit einem Mitgliede des Hauses Savelli bekannt geworden seid?“

„Weder das Eine, noch das Andere ist der Fall.“

„Nun wohl denn — ich habe Morgen um die Abendzeit bei dem Herzog von Ariccia zu erscheinen, um dort einen Ehevertrag, den ich in seinem Auftrage aufgesetzt habe, unterschreiben zu lassen. Dabei möchte ich wenigstens einen der Zeugen mir ergeben und unter allen Umständen geneigt, auf meine Seite zu treten, wissen. Ihr ahnt nicht, wie stürmisch es oft bei solchen Scenen, wo endgiltig über das Mein und Dein entschieden wird, hergeht — wie gut es für den Rechtsgelehrten ist, dabei einen vertrauten und zuverlässigen Freund neben sich zu haben.“

„Ich bin gern bereit .... aber es muß

etwas Absonderliches bei der Sache sein, daß Ihr nicht einen Eurer römischen Freunde vorzieht."

„Ich ziehe nun einmal solch einen fremden, ganz unbefangenen und unabhängigen Freund wie Euch, der von den Leuten nichts zu fürchten und nichts zu erwarten hat, vor . . . ist's Euch genehm?"

„Ihr ehrt mich damit und könnt über mich verfügen."

„Dürft' ich kommen, Euch morgen eine Stunde vor Ave Maria abzuholen?"

„Gewiß; ich werde bereit sein, jeden Weg mit Euch zu machen."

„So sei's. Ich hoffe, es wird Euer Interesse erwecken, einen Blick in das Innere des Hauses Savelli zu werfen."

„Ohne Zweifel! Und nun sollt Ihr nicht länger von mir gestört sein. Ich weiß, daß Ihr zu arbeiten wünscht. Also ich erwarte Euch morgen. Soll ich", setzte Egino lächelnd hinzu, „hoch zu Roß, in Wehr und Waffen sein wegen der „Scenen", auf die Ihr deutet . . . bei einer Vermählung?"

„Nein, nein, dessen bedarf's nicht; ich habe

mich falsch ausgedrückt, wenn Ihr das denkt. Es gilt keine Fehdescene, nur eine Angelegenheit, wo — eben vier Augen mehr sehen als zwei, zwei Männer entschlossener denken und die Sachlage besser überschauen als einer. Und falls mir gesagt würde: ändert dies oder bringt das hinein, so möcht ich nicht allein sein, wenn ich sagen müßte: ich darf, ich mag nicht! Euer Roß mögt Ihr aber immerhin nehmen, ich nehme das meine, weil der Weg für mich weit ist."

„Nun wohl denn, bis morgen."

Die Freunde reichten sich die Hand und Egino ging, um seinen Schützling im Garten abzuholen und zurückzubegleiten.

Als er zu den beiden Frauen kam, sagte Donna Ottavia:

„Was Eure Landsmännin Irmgard zunächst bedarf, haben wir unterdeß glücklich gefunden, eine passende Wohnung bei redlichen Leuten für sie und ihren Ohm. Sie muß nur den Weg zu dem Quirinalischen Hügel zu finden wissen. Dort, hinter den Thermen des Constantin, und dicht an der Mauer, welche den Garten der Colonna umschließt, liegt das kleine Haus einer

Wittwe, die sich Giulietta nennt, und es mit ihrem Sohne Beppo, einem braven jungen Manne, der sich als Artista ernährt, bewohnt. Frau Giulietta, die einst meine Wärterin war und dann einen Handwerker, einen Clienten der Colonna heirathete, hat mir gesagt, daß sie zwei Kammern ihres Hauses an wohl empfohlene Fremde zu vermiethen wünsche . . . dort werden Eure Landsleute die beste Aufnahme finden, wenn sie kommen und sagen, daß ich sie sende!"

„Wie dankbar muß ich Euch sein!" fiel Irmgard ein, sich erhebend.

„Grüßt Giulietta von mir und auch Beppo, den braven Burschen", sagte Ottavia, ihr die Hand reichend.

Mit dem Versprechen, daß sie nach einiger Zeit kommen und Donna Ottavia Bericht erstatten wolle, wie sie sich eingerichtet, verabschiedete sich Irmgard und Egino begleitete sie zurück zu Ohm Kraps, der zum Glücke diesmal während ihrer Abwesenheit keinerlei Unheil angestiftet hatte.

„Er zerbricht stets, wenn man ihn einmal für Stunden allein zu Hause läßt, irgend ein

Geräth, oder wirft eine Lampe oder rennt ein Meubel um — er ist wie ein Bär, so stark und so täppisch!" sagte sie lachend.

Egino verließ sie mit dem Versprechen, daß er ihr am anderen Morgen seinen Diener Götz senden werde, um sie zur Frau Giulietta auf den Quirinal zu führen.

7.

In der Burg der Savelli.

Es war am folgenden Tage eine Stunde vor Ave Maria.

Der Rechtsgelehrte aus der parva domus war pünktlich gewesen. Auf einem bescheidenen, aber wohlgenährten Klepper reitend, erschien er in der Via della Mercede, vor dem Albergo del Drago.

Graf Egino's Diener führte hier seines Herrn schönes deutsches Edelroß gesattelt und gezäumt bereits auf und ab.

Als Egino jetzt aus der Thür der Drachenherberge trat, gestiefelt, gewappnet mit dem langen Stoßdegen und eben die langen Handschuhe von sämischem Leder anziehend, rief ihm Signor Callisto entgegen:

„Eigentlich ist es sehr thöricht von mir, daß ich mit einem solchen Zeugen wie Ihr aufziehe!"

„Weßhalb, Signor Legista? Denkt Ihr nicht Ehre genug mit mir einlegen zu können?“ antwortete Egino, sich in den Sattel schwingend.

„Nein,“ versetzte der Rechtsgelehrte, sein Pferd in Bewegung setzend, während Egino an seine Seite ritt, — „just umgekehrt; Ihr seid ein zu stattlicher Mann mit Eurem stolzen und schönen deutschen Kopfe und Eurem Wesen, als wäret Ihr ein Prinz aus dem Blute der alten Gothenkönige, so ein Enkel Alarich's; und Euer Roß nun gar mit seiner glänzenden Zäumung ... Ihr laßt doch Euren Diener zu Hause?“ unterbrach sich Callisto, wie besorgt sich umschauend.

„Ich lasse meinen trefflichen Götz zu Hause, wie immer,“ antwortete Egino, „wo er sich mir nicht selber aufdrängt, weil er meint, ich werde ohne ihn überfallen, beraubt, von Banditen entführt werden, wie ein Kind, das die Zigeuner rauben. Heute habe ich ihn darüber glücklich beruhigt; er denkt, wenn ich so an der Seite des Rechts reite, wird mir die Gewalt nichts anhaben können. Außerdem ist er müde, da er meinen deutschen Landsleuten beigestanden hat, aus ihrem Pilgerquartier zu ziehen — auf den

Quirinal, wißt Ihr, zu jener Frau Giulietta, die Eure Donna uns empfohlen."

„Nun, desto besser," sagte Callisto. „Die Sache ist die, daß ich nicht wünsche, daß mein Zeuge den Leuten, mit denen wir zu thun haben, auffalle. Man braucht nicht Forschungen anzustellen, wer Ihr seid, ehe Ihr die Urkunde, die wir vollziehen sollen, mitunterschrieben habt."

„Ihr scheint mir mit einem großen Mißtrauen an Euer Geschäft zu gehen, Signor Callisto. Wohin bringt Ihr mich eigentlich? Ist dies der Weg zum Monte Savello?"

„Ich bringe Euch nach Santa Sabina."

„Auf dem Aventin? Das ist weit. Und was sollen wir im Kloster?"

„Wir reiten nicht zum Kloster von Santa Sabina, sondern zu dem daneben liegenden Hause der Savelli."

„Aber die Savelli wohnen an der Montanara, in ihrem Palast auf dem Theater des Marcellus — auf Monte Savello, wie man's nennt."

„In der That, und weil sie da wohnen, ist es seltsam, daß sie mich beschieden haben in ihre

feste Burg, die einsam oben auf dem Aventin, bei Santa Sabina liegt."

„Zu einer Trauung?"

„Zu einer Trauung. Ihr müßt gestehen, daß der wohleingerichtete Wohnpalast für solch ein Familien-Ereigniß fröhlicher Art ein bequemerer und besserer Schauplatz wäre."

„Vielleicht," fiel Egino ein, „ist in der Burg mehr Raum; vielleicht umschließt der alte Bau gerade die alte Hauscapelle, die seit der Väter Zeiten stets bei solchen Anlässen im Hause der Savelli gedient hat; oder es ist ein ähnlicher guter Grund, der sie dazu bestimmt!"

Callisto schüttelte den Kopf.

„Ich denke, Ihr werdet es selbst nicht mehr so harmlos nehmen, wenn ich Euch von der Braut und dem Bräutigam erzähle."

„Nun so erzählt!"

„Die Braut ist ein Geschöpf, von deren Schönheit die, welche sie sahen, sich hingerissen zeigen. Ich sah sie nicht und kann also darüber nichts sagen. Aber ich weiß, daß sie eines alten und hohen, vielleicht gar aus irgend einem Königsblut stammenden Geschlechts letzte Nachkommin

ist. Sie stammt von den Corrados von Anticoli aus dem Sabinergebirge; die Corradina wird sie genannt und ihre Hand verfügt über ein stattliches Erbgut."

„Und der Bräutigam?" fragte Egino.

„Der Bräutigam — das ists eben; der Bräutigam paßt zu ihr, wie ein Eber zu einer weißen Hindin. Nicht, als ob er noch viel vom Eber an sich hätte, leider nein; Luca Savelli ist durch sein ausschweifendes Leben erschöpft, morsch in allen Knochen; ein Gesell, wenn Ihr ihn seht, werdet Ihr sagen, er sieht aus wie mit der Giftjauche der Sünde getauft, die in dem großen Pfuhl, den man Rom nennt, zusammenläuft, und dann vom Teufel mit seinen schmutzigsten Brühen gewaschen. Er war der Freund des Cesare Borgia, bis Cesare Borgia ihn zu lasterhaft fand und ihn aus Rom fortjagte. Darauf hat er eine zeitlang mit einer Schaar Banditen die Gegend von Nemi und Genzano tyrannisirt — und jetzt haben wir ihn hier, krank an der Perniciosa, gebrochen und durchfault, und Bräutigam der schönen Corradina. Was sagt Ihr dazu, Graf Egino?"

„Daß mich das arme Geschöpf in tiefer Seele dauert."

„Ihr müßt nämlich noch wissen, daß die Herrin von Anticoli die Mündel des Herzogs von Ariccia ist. Ihr wißt, der Herzog von Ariccia ist das Haupt des Hauses Savelli."

„Und er ist's, der seine Mündel zwingt, dieses Scheusal von Luca Savelli zu heirathen?"

„Ich denke, so ist's!" entgegnete Callisto. „Luca Savelli ist sein zweiter Sohn. Der älteste, der Stammerbe, ist vermählt mit einer Colonna von Palliano. Ihr seht, für den ist gesorgt. Und für Luca, der sein väterliches Erbtheil längst verthan hat, soll nun auch Fürsorge getroffen werden."

„Ich hätte weit eher Lust, die Braut, die geopfert werden soll, ihrem Oger zu entführen," sagte Egino, „als, wie Ihr mich heißt, die Hand zu dem Schmieden der Kette zu bieten, welche sie fesseln soll. Weßhalb bietet Ihr die Hand dazu?"

„Ich? Bin ich nicht einmal der Notar und Rechtsbeistand des Hauses? Was hälfe es, wenn ich mich entzöge? Ein Anderer wäre bald gefunden, der Alles vollbrächte, was man verlangte.

Aber Ihr könnt versichert sein, ich werde Alles thun, was ich zum Schutze des armen Mädchens thun kann. In den Contract, welchen mir der Herzog von Ariccia aufzusetzen geboten hat, habe ich anscheinend ganz harmlose Wendungen und Clauseln gebracht, die ihr doch das schönste Spiel gewähren, wenn sie einst vor einen Gerichtshof kommen und ein geschickter Advocat sie auszulegen hat. Ich werde die Augen offen halten; wenn die Corradina ein Wort fallen läßt, welches ihre mangelnde Einwilligung verräth, so wird es nicht auf den Boden fallen, und seht, just darum will ich als Zeugen mir nicht irgend einen abhängigen Dienstmann oder Clienten der Savelli, einen von Signor Luca's Banditen gar, oder nur einen vielleicht bestechlichen, leicht einzuschüchternden Römer aufdrängen lassen — ich habe Euch gebeten, mich zu begleiten."

„Wahrhaftig, Ihr hättet Niemanden bitten können, der bereitwilliger ist, den Retter dieser bejammernswerthen Corradina zu machen; und dem Luca Savelli seine morschen Knochen zu brechen!" rief Egino erregt aus.

„Ich hoffe, Ihr verliebt Euch nicht in sie,

wie Ihr auf dem besten Wege zu sein scheint," sagte lächelnd Callisto.

„Ihr müßt wenigstens einräumen, daß Ihr Alles gethan habt, mich dazu zu verführen."

„Könntet Ihr Euch ein Weib zugesellen, das nicht aus Eurem Volke ist, eine Italienerin?"

„Ich suche im Weibe nicht mein Blut, sondern meine Seele. Finde ich eine Seele, die wie die meine ist, so kümmert's mich wenig, ob in ihrem Leibe eine Italienerin, Türkin oder Deutsche steckt."

„Aber Eure fürstliche Blutsfreundschaft da jenseits der Alpen?"

„Ich denke, was den Savelli genügt, kann auch den Ortenburg genügen," antwortete Egino lachend.

„Das ist eine Bemerkung, vorurtheilsloser, als ich sie, offen gestanden, von einem deutschen Adelssproß erwartet hätte. Der hält sonst sein Gothenblut für reiner und edler, als alles Andere in der Welt."

„Ich bin kein solcher Thor. Ich weiß," fuhr Egino fort, „daß Colonna, Orsini, Savelli die größten Namen Eurer Geschichte sind und daß gar

zwei Päpste, beide des Namens Honorius, diesem Hause Savelli angehörten. Ich kenne das von den Cosmaten kunstreich hergestellte Grabmal des Luca Savelli in Ara Celi."

„Der Senator von Rom war, schon um 1266," fiel Callisto ein; „doch geht ihr Stamm noch höher hinauf — jener Aventinus gar, der einen der Tiberhügel wider Aeneas vertheidigte, war nach der Sage ein Saveller und der Hügel soll von ihm den Namen tragen. Sie sind Herren von Castell Savelli bei Albano, Grundherren von Albano und Ariccia, vielfach mit den Colonnas verbündet und Ghibellinen wie sie; sie sind des Heiligen Stuhles Erbmarschälle und Wächter der Conclaven, sie haben als solche ihren Gerichtshof, die Corte Savella — also haben wir es freilich mit Leuten von ziemlich anständiger Herkunft zu thun. Und nun, da wir aus Straßengewirre und Menschenstrom zu kommen beginnen, laßt uns unsere Pferde in Trab setzen, wir haben ein gut Stück Weges vor uns."

In der That, es war ein weiter Weg; er führte über das alte Forum, am Palatin und dem Thal, welches einst den Circus Maximus

umschloß, vorüber, und endlich den steilen Hang des Aventin hinauf, den die Pferde langsam, schnaufend zu erklimmen hatten. Zu ihrer Rechten hatten die beiden Reiter bald die mächtigen Substructionen der Savellerburg und ihre Zinnenmauern, ihre Thürme und Bastionen hoch darüber. Oben wandte sich der Weg rechts, südwärts; sie erreichten einen freien Platz, auf dem einige alte Cypressen standen; weiterhin erhob sich das Kloster Santa Sabina mit seiner Kirche, diesseit desselben lag dunkel, schwer und massig das Savellerhaus.

Der freie, mit kurzem dürren Grase bedeckte Platz umgab es wie eine Art Glacis.

Der Bau war im Style jener Burgen, von denen uns der Venezianische Palast in Rom und der der Signoria oder der des Podestà in Florenz als Muster geblieben; ein fast aller Lichtöffnungen entbehrender Unterstock, ein hohes erstes Geschoß, darüber ein niederer Stock mit kleinen Fenstern, oben eine Reihe fester Zinnen; hie und da ein kleiner Erker; über das Ganze aus der Mitte emporragend ein vierkantiger, oben sich ausladender Thurm mit Plattform hinter den

schmaleren Zinnenzacken. Alles schwer und düster aufgebaut „alla saracenesca“, aus großen Quadern und kleinerem Ziegelwerk in schichtenweiser Abwechslung. Wie viele dieser Quadern, die jetzt der Trutzburg eines römischen Barons ihren Halt gaben, mochten aus zerschlagenen Prachtdenkmalen des Alterthums gesprengt sein, einst als Stufen des Flavianischen Amphitheaters, als Säulensockel des Jupitertempels, als Schwelle im goldenen Hause Nero's oder in den Palatinischen Kaiserschlössern gedient haben! Auf solche Betrachtungen stand unserer Reiter Sinn freilich nicht, sie ritten durch das offene Thor in die Burg ein und stiegen in dem Hofe ab, in welchem unten rundum eine Reihe schwerer Pfeiler die am oberen Stock entlang laufenden, von schönen antiken Marmorsäulen gebildeten Arkaden trug.

In dem bedeckten Pfeilergang unten und im Hofe trieb allerlei Volk sich um, das theils in Festkleidern, theils und zumeist in zerrissenem und verwildertem Zustande war und mit den langen wilden Haaren und Bärten, den Dolchen im Gürtel, den Bundschuhen, den Ziegenfellen, die als Gamaschen dienten, den mageren, sonnenver-

brannten Gesichtern und tückischen Physiognomien nichts von dem an sich hatte, was eine zu einer friedlichen Hochzeitsfeier geladene Gesellschaft auszeichnet.

„Ihr habt Recht, Signor Callisto," sagte Egino, als sie einem der Burschen ihre Pferde übergeben hatten und nun sich dem Innern des Gebäudes zuwendeten, „Ihr habt Recht, diese Hochzeit ein wenig befremdlich zu finden, vorausgesetzt, daß dies die Hochzeitsgäste sind."

„Wir werden die richtigen oben finden," antwortete der Advocat. „Das Gesindel da sind die Banditen des Herzogs und die ärmeren Clienten des Hauses aus der Stadt — diese Letzteren haben sich, wie Ihr gesehen haben werdet, zu Ehren des Tages in Festkleider geworfen."

Auf der breiten, nach oben führenden Treppe fanden sich Diener, die beiden Ankömmlinge in das große Zimmer mit dem Thronhimmel, der jedes römischen Fürsten Vorzimmer schmückt, zu geleiten, in welchem sich jedoch ebensowenig von den Gästen, welche Callisto zu sehen erwartet hatte, als draußen entdecken ließ.

Nur zwei Männer in der schwarzen Tracht

von Hausbeamten gingen in dem Saale auf und ab, leise mit einander redend.

„Da wär' ich mit meinem Zeugen, Signor Antonio," sagte Callisto zu dem Einen, während er dem Anderen zunickte: „kommen wir zur rechten Zeit, Signor Giovanni Battista?"

Die Männer verbeugten sich und Sor Antonio, der ältere, sagte:

„Es ist Alles zur Trauung bereit, Signore Minucci, wir sollen Euch sofort zur Excellenza führen!"

Der Andere hatte sich schon der nächsten Thüre zugewendet und öffnete sie, um Callisto mit seinem Begleiter in einen kleineren Raum eintreten zu lassen.

Der Herzog von Ariccia saß in diesem Raume am Fenster in einem Lehnstuhl, ein kleiner magerer Mann, in dunkelgrünen Sammt gekleidet, eine goldene Ordenskette auf der Brust; er hatte die Hände auf den Knauf des Degens, den er zwischen seinen Knieen hielt, gelegt und stützte darauf das spitze, vorspringende Kinn. Das Gesicht war wie das eines Vogels — aber Egino fiel bei dieser gekrümmten Nase, diesen kleinen,

tief unter dichten schrägen Brauen liegenden Augen nicht der Adler ein — nur der Weih.

Ein jüngerer Mann in reicherer Tracht, die Arme über der Brust verschlungen, mit dem Rücken an die Fensterwand gelehnt, stand vor dem Herzog.

„Endlich, Signor Callisto, kommt Ihr!“ sagte den Kopf erhebend der Herzog von Ariccia. „Wir warteten nur noch auf Euch.“

„Ich komme pünktlich, gnädiger Herr!“

„Wen bringt Ihr da?“

„Einen jungen Deutschen, der in Bologna Jura studirt hat und nun bei mir lernt, wie denn das Recht, von dem man ihm dort so viel gesprochen hat, in unserer Praxis eigentlich gemacht wird.“

„Seit wann haben die Rechtsleute Schüler wie die Maler?“

„Weßhalb sollen sie nicht, mein Vater,“ unterbrach hier der jüngere Mann lachend, „wenn sie auch nur in zwei Farben malen und das Schwarze weiß und das Weiße schwarz machen?“

„Ja, ja,“ sagte der Herzog kopfnickend; „gebt uns denn, was Ihr schwarz auf weiß gemalt habt.“

Callisto zog ein mehrfach gefaltetes großes Pergament aus seiner Brusttasche hervor und überreichte es dem Herzog.

Dieser begann es aufmerksam, mit gerunzelter Stirn zu lesen — sein Sohn war hinter ihn getreten, und blickte ihm dabei über die Schulter. Die Dämmerung fing an, sich bemerkbar zu machen — sie schien nach einer Weile dem alten Herrn das Lesen zu erschweren.

„Es wird dunkel," bemerkte Callisto, „befehlt Ihr, gnädiger Herr, daß ich nach Licht rufe?"

„Nein, nein, laßt nur — ich sehe schon," versetzte der Herzog, und dann, nachdem er zu Ende, sagte er zu seinem Sohne aufblickend:

„Ich denke, es ist Alles, wie wir es wünschen, Livio?"

Livio Savelli nickte mit dem Kopfe.

„Es ist Alles darin, was wir Signor Callisto angegeben haben, scheint mir," sagte er dabei — „nur ein wenig aus der Sprache des gesunden Menschenverstandes in die des Rechts verdreht — ohne das wird es Signor Callisto nun einmal nicht thun!"

„So können wir hinübergehen und lassen die

Unterschriften und dann die Trauung vollziehen," sagte der Herzog, sich erhebend. „Signor Callisto, wißt Ihr, daß mein Sohn Luca sehr krank ist?"

„Ich wußte, daß er leidend ist, gnädiger Herr."

„Leidend . . . nun ja, so leidend, daß es ihm schwer wird, ein Glied zu rühren. Er hatte die Perniciosa, wißt Ihr; das Fieber ist nun gewichen, der heiße Puls ist stiller geworden, die wilden Träume sind zu Ende; aber Ihr wißt, solch ein Fieber, wenn es abzieht, läßt im Menschen eine große Mattigkeit und Kraftlosigkeit zurück und deshalb braucht es Euch nicht Wunder zu nehmen, Signor Callisto, wenn Ihr den Bräutigam bei der Trauung ein wenig apathisch erblickt."

„So nimmt mich nur Wunder, gnädiger Herr, daß Ihr nicht seine Heilung abwartet, um ihn zu verheirathen," sprach Callisto.

„Freilich, Signor Callisto, das ist ein sehr vernünftiger Rath, den Ihr da gebt. Nur schade, daß ihn die Corradina nicht hören will. Das Mädchen ist, wie Ihr wißt, seit Jahren ihm bestimmt, seit Jahren hat sie diese Verbindung in

ihren bräutlichen Gefühlen ersehnt; der wilde Luca hat weniger Eile an den Tag gelegt; jetzt hat das arme Geschöpf sich an seinem Krankenbette geängstigt und um ihn gebangt; sie ist außer sich bei dem Gedanken, daß er sterben könne, bevor er ihr Gatte geworden, und so müssen wir ihr wohl den Willen thun, sie mit ihm zu trauen; wenn er stirbt, will sie mindestens den Trost haben, seinen Namen zu tragen, seine Wittwe zu sein. Was ist zu machen, wenn Frauen wollen?" schloß der Herzog seine Rede.

„Ihr werdet deshalb auch natürlich finden, daß wir die Trauung im engsten Kreise vollziehen," fügte Livio Savelli hinzu. „Die Hochzeitsfeier kann später, wenn Luca genesen ist, stattfinden — heute hätten viel Gäste und ein lärmendes Fest sich nicht geschickt. Also kommt!"

Nach diesen Worten wendeten die beiden Savelli, Vater und Sohn, sich dem Ausgang des Gemaches zu — die bedeutungsvollen Blicke, welche Signor Callisto seinem Schüler zuwarf, entgingen ihnen deshalb . . . Egino aber verstand sie nicht.

Sie traten in einen großen Raum, welcher

wohl ehemals als Banketsaal gedient haben mochte, jetzt aber, der Einrichtung beraubt und von der Dämmerung durchdunkelt, mit seinen verblichenen Wandmalereien sehr trist und öde aussah; am Ende des Raumes wurde von innen von einem Diener, der die Schritte der Nahenden gehört haben mußte, eine Thür geöffnet und die vier Männer standen gleich darauf in einem großen Wohngemach von eigenthümlicher Einrichtung.

Links hatte der Raum zwei hohe Fenster, die auf den freien Platz und den Rücken des Aventin hinausgingen. Die Wand rechts, den Fenstern gegenüber, lief nur bis etwa zur Mitte des Raumes. Dann sprang sie im rechten Winkel zurück, so daß man dort in einen anschließenden zweiten und tiefen Raum blickte, in dessen Hintergrund ein hohes Himmelbett stand und in dem mehrere Schichten von Teppichen den Boden bedeckten.

Gepolsterte Lehnstühle und Vorhänge vor den Fenstern und Flaschen mit Heiltränken auf den Tischen ließen errathen, daß dieser Raum für die Pflege eines Leidenden bestimmt sei.

Der Thür gegenüber, durch welche die Sa-

velli und unsere Freunde eingetreten, führte eine breite Treppe von etwa acht oder neun Stufen in einen ferneren Raum, der um ein halbes Stockwerk höher lag; man sah im Hintergrunde desselben einen Altar, auf welchem zwei Kerzen brannten und auf dessen Stufen zwei Mönche, die weiße Röchel über ihren Kutten trugen, knieten; der erhöhte Raum mußte die Hauscapelle sein, die Mönche dem benachbarten Kloster Santa Sabina angehören; sie trugen das Dominicanerhabit.

Egino's Auge überflog mit raschem Blick das Alles, um dann an zwei Gruppen von Personen haften zu bleiben, welche das Gemach, in dem er sich befand, belebten.

Die erste bestand aus zwei Frauen in stattlichen Roben von schweren faltigen Stoffen, die Eine bereits bejahrt, die Andere mit einem schönen edelgeschnittenen Gesichte, etwa Dreißig alt, im Uebergang zu jener Derbheit der Gestalt und stattlicher Fülle, welche den Römerinnen oft so früh schon die Anmuth ihrer Jugendblüthe rauben.

Sie saßen, sich leise zusammen unterhaltend, auf den Steinbänken in der Fensternische einan-

der gegenüber und erhoben sich jetzt beim Eintritt der Männer.

Im Hintergrunde des Gemachs, dem Eingang in das Krankenzimmer nahe, stand ein Tisch; hinter demselben in einem Armstuhl ruhte lässig, den Kopf auf die Brust gesenkt, den rechten Arm auf den Tisch gelegt, ein Mann in einem Wamms von dunkelrothem Sammt, einen mit einer Perlenschnur umschlungenen Hut vom selben Stoffe auf dem Kopfe, so daß seine Züge völlig beschattet waren; auch erhob er, als die Männer eintraten, das gesenkte Haupt nicht, er blieb regungslos und wie völlig ohne Theilnahme.

Zu seiner Linken, den rechten Arm auf die Lehne des Sessels gestützt, stand eine große hochgewachsene Frauengestalt; sie war in weiße langhinfluthende Seide gekleidet, ein Kranz von Orangenblüthen ruhte auf ihrem Haupte über dem reichen dunkelblonden, ganz frei über die Schultern hinfließenden Haar. Ein großer freier Blick unter den sich ruhig emporschlagenden Lidern her begegnete den Eintretenden — haftete auf Keinem, nur auf Egino eine kurze Weile, und wendete sich dann auf — den stillen Bräutigam.

65

Egino öffnete beim Anblick dieser Gestalt die Lippen, als ob er einen Ausruf der Ueberraschung, des Staunens unterdrückte.

Er hatte in all seinem Leben solch ein Mädchen, solch ein Weib nicht gesehen, solch ein hinreißendes Weib. Es war ein Weib und war wie die Gestalt einer Göttin. Sie konnte, so schien ihm, diesen Brautkranz nicht für einen Mann, für einen Sterblichen tragen; es war unmöglich, daß diese Gestalt etwas gemein hatte mit dem morschen, halbtodten Menschen neben ihr, um dessen gebrochene Glieder die Falten seiner Kleider schlotterten — nein, nein, der Kranz auf ihrem goldenen Haar, auf diesem stolzen Haupte war wie ein Kranz ihrer Vermählung mit etwas unendlich Hohem, Schönem, Ueberirdischem!

Was die Schönheit ihrer Züge für Egino noch zauberhafter machte, war die große Weiche, das Unbestimmte, Verklärte, welches ihnen die Dämmerung gab. Ein schönes Gesicht, das in der Dämmerung vor uns auftaucht, erhält dadurch den gefährlichsten Zauber. Egino erfuhr es in diesem Augenblicke, der Zauber ergriff ihn mit einer Gewalt, als ob er ihn von dieser Stunde

an nie mehr loslassen werde — er stand wie an den Boden gewurzelt, seine Arme hatten sich leise, unmerklich gehoben, wie sie sich heben, wenn etwas Plötzliches uns ergreift, wenn am dunkeln Himmel plötzlich ein Meteor vor uns aufflammt.

Der Herzog von Ariccia war zum Tische getreten; er stand vor ihm, so daß er zwischen dem Rechtsgelehrten und dem kranken Bräutigam zu stehen kam. Livio näherte sich auf der anderen Seite seinem Bruder.

„Hier ist der Ehepact, auf den wir warten“, sagte der Herzog, das Pergament auf den Tisch breitend; „setzt Eure Namen darunter, meine Kinder — Du zuerst, Luca, und dann Corradina und wir Anderen; und dann zur Capelle — beeilen wir Alles, damit die Anstrengung und Aufregung für Luca abgekürzt werde, so viel es möglich ist — Livio, hilf Deinem Bruder bei der Unterschrift, seine Hand ist schwach.“

Livio hatte bereits das Pergament sachte unter seines Bruders Arm geschoben und nahm nun eine Rohrfeder, die er mit Dinte füllte und dem Kranken zwischen die Finger schob, und dann

nahm er dessen Hand und half ihm die Worte: Luca Savelli schreiben.

Er gab die Feder der Braut. Langsam, gemessen, ruhig nahm diese sie in Empfang und schrieb. Der Herzog folgte, dann Livio, dann die zwei schwarz gekleideten Männer in der Tracht höherer Hausbeamten, die Callisto im Vorsaal als Sor Antonio und Giovan-Battista begrüßt hatte und die während des Vorigen leise aus dem Krankenzimmer herbeigekommen waren. Auch sie unterschrieben, dann bückten sich Beide zu dem Stuhle des Kranken, hoben ihn auf und trugen ihn der Treppe zu, die Stufen empor und in die Capelle. Mit eigenthümlichen Blicken hatte dem Allen Callisto zugeschaut — jetzt sich zu Egino wendend, sagte er flüsternd:

„Es scheint fast, unsere Unterschrift wird nicht verlangt — so drängen wir uns nicht damit auf — ich schreibe ohnehin nicht gern — ins Dunkle!"

Es war — man weiß, wie rasch im Süden die Nacht der Dämmerung folgt — so dunkel geworden, daß das Schreiben in der That fast schon schwierig wurde — Egino aber sah mit

einem Blick auf das Pergament, mit wie kräftigen festen Zügen, neben dem fast unleserlichen Luca Savelli und über den erregt, unruhig gekritzelten Worten: Geronimo Savelli d'Ariccia, der Name: Corradina, Contessa d'Anticoli stand.

Die Anwesenden hatten sich schon sämmtlich die Treppe hinauf in die Capelle begeben; sie umstanden rings wie eine Wache den Stuhl des Kranken, neben dem auf einem Kissen die Braut auf der ersten Stufe des Altars kniete.

Der Eine der beiden Mönche stand, den Rücken dem Altar zugewendet, vor ihnen, ein offenes Buch in der Hand. Der Andere als sein Gehilfe seitwärts hinter ihm.

Der Erstere begann Gebetformeln aus dem Buche herzusagen. Er mußte sie auswendig können, denn das Licht der zwei brennenden Wachskerzen, welches hoch von dem kleinen Altar niederfiel, konnte nicht im Stande sein, die Blätter seines Buches hinreichend zu erhellen — der ganze Capellenraum war sehr niedrig und mußte bei hellem Tage schon ziemlich dämmerig sein; jetzt quoll durch die zwei niederen Fenster links nur noch ein sparsames Licht auf die ganze selt-

same Gruppe: den Kranken in seinem Stuhl, das neben ihm knieende Weib in ihrem leuchtenden Weiß und mit dem freifluthenden Haar; die um eine Stufe erhöhten Mönche und die reich gekleideten Männer und Frauen umher.

Callisto war in die Capelle rasch hinaufgeschritten — Egino, wie von einem Zauber gezogen, wie in einem Traum befangen, langsam gefolgt.

Wie ein Traum war ihm das ganze Bild, auf dem starr seine Augen lagen, während er unbeweglich auf der obersten Stufe der Treppe, welche zugleich die Schwelle der Capelle war, stand. Einen Augenblick zuckte er zusammen; es war, als er ein Ja aussprechen hörte, das Ja eines Mannes, nicht laut, nicht kräftig, aber vernehmlich und rasch hervorgestoßen; ein anderes Ja, rein und fest von einer klaren Frauenstimme gesprochen, folgte.

Und dann wendete sich der Mönch, wobei der Kerzenschein sein mageres markirtes Gesicht erhellte; er wandte sich zum Altare, um die Ringe zu nehmen, und wandte sich zurück, und darauf folgte wieder Gemurmel des Mönchs und Be-

wegungen seiner Hand, als ob er segnete und Hände zusammenfüge und wieder segnete, und dann . . .

Egino fühlte eine Hand auf seinem Arm.

Es war die Callisto's.

„Ich bitt' Euch, seht Euch genau den Bräutigam an, wenn er an Euch vorübergetragen wird“, raunte der Advocat.

Egino wendete ihm langsam den Kopf zu, als ob er ihn nicht verstanden.

Nur noch wenige Augenblicke, dann war Alles zu Ende; die Gruppe vor dem Altar öffnete sich, die zwei schwarz gekleideten Männer hoben den Stuhl mit dem Kranken empor und trugen ihn an Egino vorüber zur Capelle hinaus. Die Vermählte folgte dicht hinter ihm — Egino dachte an Callisto's Ermahnung nicht, er sah nur sie. Sie schritt an ihm vorüber in stolzer aufrechter Haltung, mit starren Zügen, wie ein Marmorbild, das schreitet; so ging sie die Treppe hinab. Während sie niederstieg, sah Egino von seiner höheren Stelle auf den Orangenblüthenkranz und das goldene Haar hinab; es war ihm, als ob die Gestalt vor ihm versinke, als ob sie

hinabstiege, hinabgezogen werde in Nacht und Dunkel, in die Nacht ihres Schicksals.

Und dann verschwand Alles. Der kleine Zug wendete sich, am Fuße der Treppe in dem Gemache unten angekommen, nach links, dem Krankenzimmer zu — die Falten der Schleppengewänder der zwei zuletzt schreitenden Frauen, wie sie um die Mauerecke an der Treppe unten verschwanden, war das Letzte, was Egino erblickte.

Nur der Herzog von Ariccia war am Altare zurückgeblieben. Er sprach dort flüsternd mit dem einen der Mönche. Jetzt kam er mit raschem Schritte dem Rechtsmanne nach, der seinen Arm in den Egino's legend mit diesem ebenfalls die Treppe hinabschritt.

„Signor Legista“, sagte er, „nun, da alles Nöthige vollzogen, folgt mir in meine Gemächer drüben — ich denke, Ihr nehmt eine kleine Entschädigung für das fehlende Hochzeitsbanket an und leert mit mir einen Becher Montefiascone auf das Wohl der jungen Leute, Ihr und Euer „Schüler“ da!“

„Nein, Herr, das thu' ich nicht, wenn Ihr's nicht ungnädig nehmen wollt.“

„Und weshalb nicht, Signore Minucci?“ fragte der Herzog, den Kopf aufwerfend.

„Als kluger Jurist nicht!“ versetzte Callisto mit leichtem Ton. „Nähm' ich heut' die Entschädigung, so wäre ich abgefunden am Tage des Hochzeitsbankets und auf das will ich mein Recht nicht verscherzen, und mir alle Ansprüche vorbehalten, daß Ihr's nur wißt!“

Der Herzog zwang sich zu einem kurzen Lachen.

„In der That, Ihr seid ein Mann der Vorsicht — aber wenn ich Euch nun beruhige und gelobe — seht, da kommt Livio zurück, er wird uns Bescheid thun und auch die Mönche, sobald sie ihr Priestergewand abgelegt haben — also folgt mir . . .“

Callisto fühlte einen heftigen Druck vom Arme Egino's auf dem seinen.

„Entschuldigt uns in der That“, antwortete deshalb der Rechtsgelehrte — „Ihr wißt, ich wohne fern, vor der Porta del Popolo; es wird Nacht und die Nacht ist Niemands Freund, oder besser, sie hat in Rom zu viele Freunde — drum zürnt uns nicht, wenn wir . . .“

„Laßt sie ziehen, unsere Rechtsleute“, fiel hier Livio ein, „Du siehst, Vater, sie fürchten, daß, während mein armer Bruder noch so schwach und hinfällig ist, sie schlechte Zechgenossen für einen Abendtrunk an uns haben würden — es mag lustigere Gesellschaft geben, die sie erwartet — also bona sera, Ihr Herren!“

Der Herzog bestand nun auch nicht weiter. Er reichte Callisto die Hand, nickte kalt Egino einen Gruß zu und mit den Worten: „Wohl denn, Livio mag Recht haben, gehabt Euch wohl, Signor Callisto, und habt fürs Erste Dank!“ wendete er sich ab und dem Raume des Kranken zu.

Livio begleitete Callisto und Egino bis an die Thür des Gemachs.

Als sie sich draußen allein sahen, schritten Beide durch die Vorzimmer mit einer Hast wie ein paar Verfolgte, Fliehende.

8.

Dem Tode getraut.

Unten im Hofe angekommen, schwangen sich die beiden Männer ebenso hastig auf ihre Pferde. Schweigend verließen sie die Burg der Saveller.

Draußen drängte Signor Callisto sein Thier dicht an das Egino's und flüsterte mit einer Stimme, in welcher die Aufregung bebte:

„Habt Ihr es wahrgenommen?"

„Wahrgenommen? Was wahrgenommen?" rief der Deutsche mit einem barschen Tone und stürmisch aus. „Bei Gott, ich habe wahrgenommen, was hinreicht, um mich verrückt zu machen. Ich bin von Sinnen gekommen dabei, ich habe mich selbst nicht mehr; es ist mir, als hätte eine böse Gewalt, ein wilder Dämon meine Seele um und um gekehrt — ich möchte aufschreien, ich möchte weinen, ich möchte Jemanden tödten, am liebsten Alles, was Savelli heißt —

ich bin nicht mehr ich selbst, ich bin an dieses Mädchen, an dies wunderbare Weib wie verloren, wie an sie gezaubert, nicht blos mit meinen Gedanken, nein mit meinem ganzen Sinne, mit jeder Muskelfaser, jeder Fiber, jedem Herzschlag, jedem Blutstropfen . . . Callisto, Callisto, was habt Ihr an mir gethan und über mich gebracht, daß Ihr mich dies Frauenbild schauen ließet, dies Bild, das mich nun besitzt, sich nachreißt, in seine Nacht und in sein entsetzliches Elend zieht!"

Callisto blickte erschrocken auf den wie in heller Verzweiflung diese Worte hervorstoßenden jungen Mann.

„Gott steh uns bei!" sagte er — „Ihr redet verstörtes Zeug in mich hinein, und meine Seele ist, der Himmel weiß es, verstört genug! Ihr seid durch die Schönheit dieser „Braut" bezaubert, hingerissen, in Leidenschaft gerathen? Zum Teufel, Ihr werdet kein Thor sein! Ihr werdet es zu überwinden wissen . . ."

„Dazu müßt' ich den Willen haben, es zu überwinden. Und ich habe, das schwöre ich Euch beim Blute Christi, nur den Einen Willen,

mir dies Weib zu erobern, sie loszureißen von dem elenden, siechen, armen Hund von Bräutigam, der kein Glied rühren konnte ... ich morde diesen Luca Savelli, ich morde seine ganze Sippe wenn ich durch Blut ..."

„Halt, halt, Graf Egino", rief Callisto aus, „redet keinen Wahnwitz und vor Allem verschwört dem Teufel Eure Seele nicht, wenn nur der Teufel Vortheil davon hat. Ihr könnt dies Weib durch einen Mord nicht freimachen —"

„Und weshalb nicht?"

„Weil sie nicht mit einem Lebenden, den Ihr aus dem Wege zu räumen hättet, getraut ist ..."

„Was heißt das?"

„Wo hattet Ihr Eure Augen?"

„Meine Augen? Meine Augen ruhten auf ihr; hätte ich hundert gehabt, ich hätte nur sie gesehen ..."

„Und lagen sie keinen Moment auf dem — Bräutigam?"

„Nur lange genug, um zu sehen, daß sie einer jammervollen Gliederpuppe getraut wurde ..."

„Einer Gliederpuppe? Nein, einer Leiche,

Graf Egino! Die Corradina wurde, man könnte sagen, dem Tode vermählt!"

„Dem Tode?!"

„Ja, Graf Luca Savelli war todt."

„Todt!" schrie Egino laut auf.

„Ihr wart blind, daß Ihr es nicht saht!"

„Gerechter Jesus!"

„Ich erkannte es sehr bald", fuhr Callisto fort, „trotzdem, was sie thaten, es vor uns zu verdecken. Luca Savelli war todt."

„Aber ums Himmelswillen, wozu ..."

„Fiel es Euch denn nicht schon auf", sprach Callisto, ohne auf diesen Ausruf zu hören, weiter, „daß der Herzog geflissentlich das Licht bereits im ersten Zimmer, in dem wir ihn fanden, fern hielt? Obwohl es dunkel wurde? Die ganze Handlung war in die Stunde der Dämmerung verlegt. Auch auf dem Altar brannten nur zwei dürftige Kerzen. Daß ich Euch mitbrachte, einen Fremden, mochte störend genug erscheinen, aber sie hatten das Gewissen nicht rein genug, um einen Einwand zu wagen — und keinen Vorwand! Saht Ihr nicht, wie sie stets den Todten um-

standen, damit unsere Blicke nicht auf ihm ruhen sollten?"

„Und das „Ja", das er sprach?"

„War Livio's — habt keinen Zweifel. Ich kenne die Stimme!"

Egino war sprachlos geworden vor Erstaunen.

„Aber die Zeugen, die unterschrieben, der Mönch, der traute —" rief er dann nach einer Pause.

„Gott", fiel Callisto achselzuckend ein, „ein Herzog von Ariccia findet Werkzeuge zu Allem!"

„Und Ihr, Ihr selbst, Callisto, um der ewigen Gerechtigkeit willen, weshalb zerrisset Ihr Euer falsches und lügnerisches Document nicht und schleudertet die Stücke nicht diesen entsetzlichen Menschen ins Angesicht; weshalb sagtet Ihr mir nicht, nicht mit einer Sylbe, was Ihr wahrnahmt? Ich hätte mich lieber in Stücke reißen lassen, als diesem Frevel schweigend zuzuschauen . . ."

„Dankt Gott, daß ich schwieg. Was hätte Reden genützt? Es waren Leute genug da unten unter den Arkaden und im Hofe, um uns un-

schädlich zu machen; ich sah Lanfranco mit seinen Söhnen drunter, einen der schlimmsten Gurgelabschneider aus dem Gebirge. Freut Euch, daß wir sicher auf dem Heimwege sind und wieder im Sattel unserer Gäule. Ihr könntet, im Vorbeigehen gesagt, dem Euren ein wenig mehr die Zügel kürzen auf diesem sich steil abwärts senkenden Wege; wären wir weniger ruhige Zuschauer geblieben, so schritten diese selben Gäule jetzt wohl unter einem Paar geknebelter Männer ostwärts den Bergen und irgend einer stillen, einsam liegenden Burg der Saveller zu."

„Und wenn auch, dies himmlische Weib wäre gerettet worden, es wär' nicht das Entsetzliche geschehen, sie wäre nicht dem Tode vermählt worden!"

„Wißt Ihr das so gewiß . . .? Und war es nicht an ihr zunächst, zu reden, konnte sie nicht das entscheidende Nein sprechen? Wißt Ihr, ob nicht Alles mit ihrer Einwilligung geschah? Ob sie nicht stolz darauf ist, nun den Namen dieses todten Luca tragen zu dürfen? Wahrhaftig, sie sah ganz danach aus, als ob sie mit voller Freiheit sich zu diesem verruchten Spiele her-

gegeben; ihre Brauen waren fest zusammen gezogen, ihre Lippen zitterten nicht ..."

„O, das ist unmöglich, unmöglich! Wie ließe solche Jugend, Schönheit und Lebensfülle sich dem Tode antrauen, freiwillig an einen Todten schmieden? Nein, nein, das Entsetzen und die Verzweiflung hatten sie versteinert!"

„Es ist möglich", versetzte Signor Callisto Minucci sinnend, „es ist möglich. Wer weiß es! Fürs Erste ist das wenigstens sicher, daß wir nach einigen Tagen die Anzeige erhalten werden, Graf Luca sei so eben seiner Krankheit erlegen, und daß Rom das Schauspiel der Bestattung eines Savellers in dem alten Erbbegräbniß in Ara Celi haben wird ... man wird artig genug sein, mich dazu zu laden; wollt Ihr mich dann wieder begleiten, Graf Egino, so werde ich Euch auch dazu abholen wie heute."

„Ich könnt' Euch hassen, Callisto, wegen der Ruhe, womit Ihr alles dies sagt", entgegnete zornig Egino. „Hat es nicht auch Euch das Herz im Leibe umgewendet, hat ..."

Der Rechtsgelehrte zuckte noch einmal die Achseln.

„Blickt um Euch, Graf Egino; es ist sehr dunkel geworden, aber Ihr erkennt dort rechts noch den Palatinischen Hügel und die Trümmer der Cäsarenschlösser; dort vor uns die Höhe ist das Capitol. Ihr seid in Rom und verwundert Euch über etwas, Ihr habt nicht verlernt über Menschen und ihre Thaten zu erstaunen?“

„Ihr müßt“, fuhr er, als Egino nicht antwortete, fort, „Ihr müßt weiser werden und lernen, daß in einer Welt, deren geistiger Aufbau zur letzten Grundlage das Wunder hat, Alles möglich wird. — In jener hochliegenden Kammer, worin wir dieser Trauung beiwohnten, hat einst der heilige Dominicus als Gast des Papstes Honorius geschlafen; deshalb haben sie sie zu ihrer Hauscapelle gemacht. Weshalb sich entsetzen, wenn an dem Altare eines solchen Mannes das Lebendige dem Todten geopfert wird! Was mit dem Wunder beginnt, muß mit dem Wahnsinn enden.“

9.

Der Schild der Hohenstaufen.

Der leidenschaftliche Ausbruch, mit welchem Egino den unauslöschlichen Eindruck gestanden, den die Braut des todten Savellers auf ihn gemacht, hatte nichts zu Heftiges, zu Feuriges, nichts Unwahres gehabt. Was er seinem Begleiter gesagt, geschildert, das fühlte er; er fühlte es in unverminderter Stärke während der Nacht, die er schlaflos zubrachte; er fühlte es am folgenden, an allen nachfolgenden Tagen, während denen er die Stunden einsam in seiner Kammer zubrachte, unthätig, träumend, stumpf wider alles Andre, oder umherschlich, einsame Wege aufsuchend, den Anblick von Menschen meidend, schon die Stimme der Menschen scheuend und umherirrend wie ein Verlorener.

Mit seinem hellen Verstande hatte er alle Seiten seines Erlebnisses durchgrübelt und durch-

dacht, sich in jede der so stürmisch in ihm heraufbeschworenen Fragen mit seinem Scharfsinn eingebohrt, jede Möglichkeit erwogen, jede Deutung für sich erörtert, so weit das Alles möglich war, ohne daß er zu irgend Jemandem anders seine Zuflucht nahm, um durch ihn zu Aufklärungen zu gelangen; er fürchtete von Callisto eine kalte spöttische Aufnahme, wenn er mit ihm rede von dem, was ihm so schwer auf der Seele lag; er scheute sich, vor irgend Jemandem in der Welt auch nur den Namen Corradina auszusprechen.

Und je mehr er still gegrübelt und gedacht, desto mehr versank er in die heillose Verzweiflung, die sich seiner bemächtigt hatte ... die Verzweiflung des Willens in Ketten der Leidenschaft, welche ihre Stirn wider die eherne Mauer des Unmöglichen einrennt. Unmöglich, unmöglich ... es war ja unmöglich für ihn, den Fremden, Hilflosen, sich einen Weg in die Burg des gewaltthätigen Geschlechts zu bahnen und das Opfer zu befreien, das nach seiner Vorstellung keinen andern Retter, Rächer, Schützer hatte als ihn — es war tausendfach unmöglich!

Unmöglich — schon durch ihn selbst, vielleicht am meisten durch ihn selbst. Hätte nicht ein Anderer in seiner Lage Mittel und Wege entdeckt, sich den Savelli bekannt zu machen, ihre Freundschaft, ihr Vertrauen zu gewinnen, sich in ihr Haus, auf ihre Villen laden zu lassen, sich der Corradina so zu nähern, ihre Gesinnungen zu erforschen, um ihre Neigung zu werben? Alles das hätte ein Anderer gekonnt. Aber Egino dachte nicht daran. Sich verstellen, eine Maske vornehmen, Freundschaft und Ergebenheit heucheln, wo er haßte, bis aufs Blut haßte — seine ehrliche deutsche Natur war nicht im Stande dazu! Er hatte wider die Lüge nur die Wahrheit, wider die Tücke nur den Zorn, wider die Gewalt nur die Gewalt als Waffen.

Und diese Waffen, was nützten sie!

Egino fühlte sich versinken, verkommen, untergehen in dieser entsetzlichen Lage. Er kam nicht mehr los aus dem engen Gedankenkreise, der ihn umspann, gefangen hielt, umschloß wie ein eiserner Ring, der ihm den Athem, die Kraft zu leben raubte ... aus den Gedanken an das unglückselige wunderbare Weib und an ihr Loos

und die Thatsache, daß er sie retten wollte, retten mußte, und daß er so ohnmächtig sei wider Diejenigen, welche ihr junges Leben vernichteten, wie ein armer Vogel ohnmächtig ist wider die Mauer, gegen die er flattert.

Die höchste Blüthe, in welcher das Menschenleben gipfelt, hat drei Blätter, nicht mehr, die dicht nebeneinander stehen, aus derselben Knospe entwickelt. Und oft verschmelzen sie in Eines ... wie oft! Es sind die Liebe, die Poesie und der Wahnsinn. Wie viel von Wahnsinn ist in der Poesie, wie viel von Poesie in der Liebe, wie viel von Poesie und Liebe im Wahnsinn? Wer kann es sagen? Das aber konnte sich Egino sagen, daß in seiner Liebe viel von Wahnsinn sei, daß er tiefer und tiefer in ihn versinke: Verstand und Leidenschaft waren in ihm wie durcheinander gewirbelt und gingen irre in der Unermeßlichkeit der Sehnsucht, des Verlangens, der Gluth für dieses unglückliche, dem Tode angetraute Weib.

Egino kam eines Abends todtmüde von einem langen Spaziergange heim; er war in der Campagna umhergeirrt, unter Ruinen alter Grab-

mäler an der „Königin der Straßen". Als er in seine Wohnung trat, meldete ihm sein Diener Götz, Signor Callisto Minucci sei dagewesen, um ihn zu einem Gange zum Capitol abzuholen.

„Und was sollt' ich mit ihm auf dem Capitol?" fragte Egino.

„Es wird da einer von den Großen bestattet, in einer der Kirchen da oben", versetzte Götz. „Signor Callisto hätte Euch eine gute Stelle verschafft, die Feierlichkeit mit anzusehen."

„Einer der Großen Roms wird auf dem Capitol bestattet?" rief Egino aus. „Er heißt Luca Savelli, dieser Todte?"

„Ich glaube, ein Name, der so klang, war es", versetzte der Diener. „Wollt Ihr nachgehen, Herr?"

Egino warf sich erschöpft in seinen Armstuhl.

„Nein", sagte er. „Ich brauche ihn nicht bestatten zu sehen, um zu wissen, daß er todt ist. Geh' Du, wenn es Dich lockt. Geh'! Doch halt, gieb mir mein Schwert, meinen Mantel zurück; ich werde gehen und Du folgst mir."

Egino verließ eilig das Haus wieder. Der Gedanke war ihm gekommen, daß bei dieser Be-

stattung die Frauen des Hauses Savelli anwesend sein könnten und daß es möglich sei, daß er Corradina unter ihnen erblicken würde. Er wußte es nicht, ob die römischen Frauen bei solcher Gelegenheit erschienen, aber es konnte ja sein.

So schritt er in Hast, von seinem Diener gefolgt, den Corso hinab und dem Capitol zu, dann die hohe Treppe mit der endlosen Folge von Marmorstufen zur Kirche Ara Celi hinauf.

Das Portal war schwarz verhangen.

Als er in das Innere trat, das mit schwarzem Tuche ausgeschlagen war und von zahlreichen flammenden Wachslichtern und Fackeln erhellt wurde, hörte er einen düsteren Trauergesang sich entgegenschallen, der aus einer der Seitencapellen rechts am oberen Ende der Kirche kam. In der Mitte des Schiffes sah er einen von brennenden Fackeln umgebenen Katafalk ... er war leer, der Sarg war heruntergenommen; den Sarg hatte man bereits da oben in der Capelle in die Gruft gesenkt. Als Egino an dieser ankam, sah er, daß Arbeiter beschäftigt waren, den Deckstein der Gruft zu schließen, während eine

Schaar der Franciskanermönche von Ara Celi, im Kreise umherstehend, die letzten Verse eines Grabgesanges in schauriger Weise mehr abheulten als absangen.

Eine große Menge von Zuschauern verlief sich nach allen Richtungen; die Leidtragenden, eine dichte Schaar von Männern in Trauerkleidern, dazwischen violette oder purpurne Prälatengewänder, zog eben durch die obere Seitenthüre rechts ab — das Ganze war zu Ende, und Frauen, schien es, hatten keine andere daran Theil genommen, als die der Clienten des Hauses und die aus dem Volke, das rechts und links von Egino jetzt dahin strömte, die Kirche zu verlassen.

Auch Egino wendete sich, zurückzukehren. Als er durch das Schiff der Kirche wieder an dem Katafalk vorüberschritt, fiel sein Auge auf dies mit schwarzen Sammtdecken und Goldstoff verhüllte Gerüst. Die Ahnenwappen des Hauses Savelli waren daran angebracht, wie ein Kranz seine Basis umgebend; am Kopf- und am Fußende das Wappen des eben bestatteten Todten selbst; das letztere zeigte Luca Savelli's und

seines Weibes Schild nebeneinander gestellt. Auf dem einen den Löwen der Saveller und die Schwerter der Erbmarschallswürde, auf dem andern, dem Schilde der Frau aber . . . was bedeutete das? . . . auf diesem Schilde, auf den blutig der Schein der Fackeln fiel, zeigte sich auf goldenem Grunde ein zweiköpfiger schwarzer Adler, der auf seiner Brust einen Herzschild mit einem springenden rothen Löwen trug . . . das war das deutsche Reichs-, das deutsche Kaiserwappen, wie es das Geschlecht Friedrichs von Büren, das Geschlecht der Hohenstaufen, geführt. Seltsam! Was hatte die Gräfin Corradina von Anticoli mit den Hohenstaufen zu schaffen?

Egino stand versunken in dem Anblick. War das Wappenbild eine märchenhafte Runenschrift, ein Zauberpentagramma, das ihn festbannte, über das er nicht hinwegkonnte? Er stand und schaute darauf, bis die Kirche völlig menschenleer geworden, — auf das Hohenstaufenwappen, das plötzlich vor seinen Augen auf dem Capitol aufgetaucht war — an einem Katafalk!

10.

Stanza della Segnatura.

Der großartige und weite Platz der Peterskirche, der mit dem Obelisken des Pharao Ramasses VII. geschmückt, von Michel Angelo's Kuppel überragt, heute der stolzeste und imponirendste Ausdruck der weltbeherrschenden Kirche ist, sah sehr wild und wüst aus im Jahre 1510. Noch fehlte dem gewaltigen Kirchenbau jene krönende Kuppel, noch die Façade Maderno's, noch fehlten jene zwei vorgeschobenen halbrunden Säulengänge, die wie zwei riesige Arme weit vorgestreckt um den Platz liegen; noch konnte damals in einem sarkastischen Geiste nicht der Gedanke aufsteigen, das Ganze dieser vatikanischen Basilika liege da wie ein riesiger Urkrebs mit zwei colossalen vorgestreckten Fangarmen. Der Bau war mit Gerüsten umgeben, der Platz mit Travertin-Quadern, mit Haublöcken und

Steinen aller Art bedeckt, mit Balken und Bohlen, mit Vorrichtungen zur Herstellung des Mörtels, mit allem dem, was die Umgebung eines großen seit vielen Jahren betriebenen Neubaues ausmacht.

Und noch viel mehr als heute bot den Charakter einer riesigen mittelalterlichen Königsburg, mit hoch sich aufthürmenden Mauern und Strebepfeilern, mit Zinnen und wehrhaften Massen, der Palast des Vatikans dar. Noch stand der ganze Palazzo Nuovo, in welchem jetzt die Päpste wohnen, nicht. Der Bautheil aber, in welchen heute sich die Bewunderer der Kunstherrlichkeiten des Vatikans ergießen, wenn sie, im Damasushofe angekommen, sich links hin wenden, dieser alte Bau, in welchem Alexander Borgia, Julius II. und Leo X. wohnten, war damals ebenfalls mit hohem Rüstzeug bedeckt, denn unter Leitung des Bramante hatte man eben begonnen, an ihm die Loggien aufzuführen, welche heute nach allen drei Seiten hin den Hof von San Damaso umgeben — ein Bau, den unter Leo's X. Pontificat Rafael zu Ende führte, um diese Loggien dann mit seinen Arbeiten zu schmücken, oder sie mit denen seiner Schüler schmücken zu lassen.

Einige Tage nach dem Begräbnisse des Luca Savelli war Egino bei seinen irrenden Wanderungen auf den Platz vor der Peterskirche gerathen und schaute mit apathischem Blicke in das ameisenhafte Treiben um die Baustätte, in deren Mitte sich die vier Pfeiler erhoben, die heute die Kuppel tragen, während man zwischen diesen Pfeilern hindurch im Hintergrunde in das großentheils durch Bretterwände verdeckte Innere der alten Peterskirche blickte, deren einzelne Theile man nur in dem Maße abtrug und zerstörte, in welchem dies das Bedürfniß, für den Neubau Raum zu gewinnen, nöthig machte.

Egino starrte auf dies Schauspiel und setzte sich dann auf einen daliegenden Marmorblock, ohne wahrzunehmen, daß er beobachtet wurde. Nach einer Weile legte sich eine Hand auf seine Schulter und aufblickend schaute er in das Gesicht eines jungen Mönchs, der ein Untergewand von weißem Wollenstoff und ein weißes Scapulier, darüber eine vorn offene schwarze Kutte mit weiten hängenden Aermeln trug; er hatte den ledernen Gürtel, der zu seinem Costüme gehörte, abgenommen und über die Schulter

geworfen, weil ihm an dem warmen Tage in seiner Mönchstracht zu heiß geworden sein mochte.

Der junge Mönch sah mit seiner festen und gedrungenen Gestalt, seinem dicken blonden Kopfe, seinen derben Zügen, denen ein breites, unternehmendes Kinn den Charakter des Muthigen und Energischen aufdrückte, ganz wie ein Deutscher aus. Es war nicht möglich, daß anderes als germanisches Blut durch diese kräftige untersetzte Gestalt rollte. Nur was in seinen auf Egino lächelnd niederblickenden Augen lag, dieses eigenthümliche glänzende Leuchten, dieser Wechsel zwischen hellem Strahlen und tiefem Glühen, den er bald bei der Erregung zeigte, in welche ihn die Unterhaltung mit Egino führte, hatte nichts von nationalem Typus; es war ein Eigenthümliches, ganz diesem jungen Mann im Habit der Augustinermönche Eigenes, das stets eine Art von Zauber auf den, der ihm in dies tiefe flammende Seelenauge blickte, übte.

„Sieh, sieh, Graf Egino!" sagte denn auch in deutscher Sprache der junge Mönch lächelnd. „Da sitzt das junge deutsche Fürstenblut und läßt sich von der Sonne den Rücken braten, um

zu betrachten, wie sich die römische Kirche neu auferbaut."

„Bruder Martin", rief Egino aus, „Ihr seid es? Nun ja, ich schaue zu und betrachte all die Hast und sehe, wie der hitzige Meister Bramante seine Arbeiterschaaren in Athem zu halten weiß."

„Und was denkt Ihr bei diesem Anblick, Ihr deutsches Fürstenblut?" fragte der Bruder Martin, indem er sich vertraulich neben Egino auf den breiten Stein setzte.

„Was ich dabei denke?" fuhr Egino fort. „Nun, wenn Ihr's wissen wollt, ich denke: es ist eine alte Lehre, wenn man in einem bescheidenen und engen alten Hause lange Glück und Gedeihen gefunden, soll man's nicht verlassen, um ein glänzenderes, größeres zu beziehen; das Glück weigert sich dann wohl, mitzuziehen in das neue Haus. Wer weiß, ob die Zukunft der Kirche in dem neues Hause da so glücklich ist, wie die Vergangenheit im alten war."

„Ihr seid etwas von einem Ketzer, Graf Egino", antwortete kopfschüttelnd der Mönch. „Glück? Was ist Glück? Bedarf die Kirche seiner?"

„Wäre ich ein Ketzer, so würde ich im Gegentheil sagen, es ist gut, daß die Kirche anfängt, sich neu aufzubauen, denn wie sie war, war sie doch ein wenig verfallen und morsch.“

„Und doch ließe sich das schon eher hören“, gab Bruder Martin nickend zur Antwort. „Bei jedem Ding auf Erden muß das Verfallene erneuert werden; und es ist leider auch in die Kirche, wie sie in die irdische menschliche Erscheinung tritt, viel, sehr viel des Verfalls und Fäulniß gekommen und neue Arbeit thut noth, den Glanz des Tempels und die reine Schönheit des Heiligthums wieder herzustellen.“

„Dürft Ihr das sagen, Mönchlein?“ fragte Egino.

„Weshalb soll ich nicht sagen, was vor aller Welt Augen liegt? Ich sehe hier viele schmutzige Hände den Schatz der Kirche hüten; der Schatz ist darum nicht geringer, wenn ich spreche: wascht eure Hände. Ich sehe, daß sich viel Moos gesetzt hat an die Säulen des Tabernakels; die Säulen sind darum nicht weniger von Porphyr und Gold, wenn ich sage: scheuert dies garstige Moos und diesen Rost ab von ihnen. Ich sehe,

es liegt Schutt und Unrath auf dem Boden um den Altar her; der Altar ist darum nicht minder eine heilige Opferstätte, wenn ich sage, feget den Unrath hinaus! Hab' ich Recht, Graf Egino von Ortenburg, oder hab' ich es nicht?"

„Ein Mann wie Ihr, Bruder Martin, hat immer Recht", gab Egino zur Antwort. „Ihr seid eben ein absonderlicher Geist und leistet als ein Mönch schon das Unglaubliche, wenn Ihr überhaupt nur den Schmutz an den Händen, den Rost an den Säulen und den Schutt um den Altar wahrnehmt und einräumt."

„Ah, ah, da redet Ihr wie Einer, der nichts von den Dingen versteht", fiel hier Bruder Martin ein. „Der Mönch, weil er ein Mönch ist, sollte sein wie der demüthige Hund, der den Großen und den hochmögenden Würdenträgern die Füße leckt? Ich weiß, die Welt betrachtet den armen Bettelmönch so. Aber Ihr irrt; wenn er Euch Kindern der Welt doch einmal zum Gespötte sein soll, hättet Ihr eher Recht, das arme bettelnde Mönchlein den Hofnarren der Kirche zu nennen, denn der Hofnarr, wißt Ihr, hat das Recht, rund heraus die Wahrheit zu sagen."

„Die Wahrheit! Pilatus fragte Christum, was ist Wahrheit; einen Bettelmönch hätte er sicherlich nicht danach gefragt. Vielleicht höchstens einen so gelehrten Augustinerbruder wie Euch, Bruder Martin.“

„Wir sind auch nur arme Eremitenbrüder, weiter nichts, und halten uns nicht für klüger als die in den geflickten braunen Kutten mit langen oder kurzen Capuzen, mit langen oder kurzen Bärten. Und aus dem armen Kloster ist immer der Widerstand wider die steigende Verweltlichung der Kirche hervorgegangen, ja kühne, widerbellerische Secten, wie die Fraticelli und die Umiliati, oder ganze Congregationen, wie die Minoriten-Celestiner, gegen welche die Inquisition scharf genug aufgetreten ist . . .“

„Das wißt Ihr Alles freilich besser als ich“, unterbrach ihn Egino, „ich bleibe nur bei meinem Satz, daß mir die neuen Kirchenbauten nicht gefallen, danach fragtet Ihr mich ja, Bruder Martin. Weshalb immer größere Kirchen bauen, während der Geist, der drinnen regiert, sich immer mehr so gestaltet, daß er fromme Menschen abschreckt, hineinzugehen?“

Bruder Martin hatte seinen Ledergürtel von der Schulter gezogen und beschäftigte sich damit, spielend die Spange auf- und zuzuschnallen.

Dabei sagte er:

„Ihr redet darüber wie ein deutscher Junker. Der Geist, der drinnen regiert, ist derselbe, der war von Anbeginn, wenn er auch sich um- und fortgestaltet. Jedweder Geist ist eine Strömung. Auf ein fortwährend Erzeugen immer besserer Gestaltung, darauf geht der Trieb in Allem, was Leben hat."

„Gestaltet und entwickelt nur nicht zu viel und nicht Dinge, welche die Menschen, Euch zu folgen, abschrecken", fiel Egino ein. „Soviel habe ich in Bologna im Colleg des gelehrten Griechen Tryphon gelernt. Die großen Ketzereien sind immer durch den Protest wider Eure Neugestaltungen entstanden. Vor der Neugestaltung der Lehre von der Gottheit des Sohnes sind die Arianer stehen- und zurückgeblieben; vor der Entwickelung der päpstlichen Allmacht die Waldenser, vor dem Dogma, das den Kelch beseitigte, die Hussiten; alle diese Ketzer haben sich immer nur gegen die „Neugestaltung" gesetzt und

beim alten ursprünglichen Gotteswort bleiben oder zu ihm zurückkehren wollen; und ich fürchte, es werden ihrer noch Viele, Viele zurückbleiben, wenn diese Entwicklung neuer „Gestaltung“, neuer Machterweiterung, neuer für Geld zu habender himmlischer Gnaden so fürder schreitet.“

„Was versteht Ihr davon und Euer tückischer Grieche in Bologna, der dort die deutsche Jugend verführt“, antwortete Bruder Martin. „Soll ich Euch die Ehre anthun, eine theologische Disputation mit Eurer jungen Weisheit zu halten?“

„Ach nein“, versetzte Egino lächelnd, „ich räume Euch ein, daß meine junge Weisheit dazu nicht im Stande ist — niemals weniger als jetzt...“

„So kommt lieber und folgt mir, ich kann Euch zu einem Anblick verhelfen, der nicht Jedermann schon jetzt zu Theil wird.“

„Und das wäre?“

„Ich gehe zu dem Bruder meines Ordens, dem Sacristan des Heiligen Vaters. Er hat mir zugesagt, mich in die Gemächer dort oben — der Mönch deutete rechts auf den hoch über ihnen sich erhebenden Bau der päpstlichen Resi-

denz — zu führen, den ein junger, aber gar berühmter Meister mit Schildereien ausgeschmückt hat, wie man sie niemals und in keinem Lande schöner soll erblickt haben."

„Ah, so viel hab' ich gehört von diesem Meister und seinen Gemälden im vaticanischen Palast", rief hier Egino aus; „Ihr leistet mir damit einen großen Dienst, Bruder Martin."

„Nun so kommt."

Egino erhob sich und die beiden Landsleute wendeten sich rechts hin, wo sie sich bald auf einer steil emporführenden Straße befanden, die sie zwischen Substructionen des Palastes und hohen Futtermauern hinführte und auf der sie langsam schreitend emporwandelten, mit Leuten in den verschiedensten Trachten sich kreuzend, mit Männern in geistlichen und weltlichen Costümen, Hofdienern, Prälaten, Schweizer Söldnern in ihrer malerischen Landsknechttracht, römischen Großen in stattlichem Aufzuge und mit bewaffnetem Gefolge; es schien hier ein ewiges Ab- und Zufluthen zu sein in der hohen Königsburg des irdischen Statthalters der Himmelsmacht.

Bruder Martin schien den Weg schon mehr

als einmal gemacht zu haben; als er mit Egino den Damasushof erreicht hatte, wendete er sich einem der Portale zu, hinter welchem unmittelbar eine breite Steintreppe emporführte. Auf dem ersten Treppenabsatz stand ein Söldner still auf seine Partisane gelehnt, der die beiden Männer apathisch nach dem Wohin fragte, und als Bruder Martin Fra Anselmo, seinen Ordensbruder, genannt, sie ebenso apathisch durch eine bloße Kopfbewegung weitergehen hieß.

Oben gelangten Egino und Martin an einen Vorhang von grünem Tuche, an dem ein Thürhüter sie noch einmal anhielt; auf Martin's Auskunft, wohin sie wollten, lüftete er den Vorhang und die beiden Deutschen traten in einen Raum, halb Halle, halb Corridor, mit gewölbter Decke, mit Wandmalereien, die Bilder aus dem alten Testament darstellten, mit wenigen hohen und ein nur unzulängliches Licht gewährenden Fenstern. Bänke liefen rund an den Wänden umher, mit gewirkten Stoffen und Polstern belegt, und Matten aus feinem Flechtwerk bedeckten die Steinplatten des Bodens. Langsam wandelnd schritten auf diesen Matten mehrere Gruppen von

Männern auf und nieder, zwei von ihnen in der rothen Cardinalstracht; Andere saßen zusammen plaudernd auf den Bänken zur Seite — Männer im verschiedensten Alter, von den verschiedensten Nationen der Welt; der Gesandte des deutschen Ordens aus dem fernen Norden neben dem langbärtigen Prior eines spanischen Mönchsklosters; ein ungarischer Bischof neben einem schottischen Herzoge in der Tracht seines Landes — Männer mit stolzen, herrischen und ausdrucksvollen Köpfen und schlaue magere Gesichter mit bewegtem Mienenspiel, Alle hergeführt von demselben Zwecke, hier an diesem Mittelpunkt geistlicher Weltherrschaft irgend ein für sie eine Lebensfrage bildendes Begehren erfüllt zu sehen, mochte dies nun das Anliegen eines Souveräns oder ein Bisthum, ein Rechtsspruch oder ein Privileg, eine Dispensation von einem Gesetz oder eine Absolution von einer Sünde sein; dieser Vatican war ja damals noch das Herz eines großen Adern- und Venensystems, in dem das religiöse Leben der Welt pulsirte; durch die Adern flossen die geistlichen Gnaden der Welt zu und durch die Venen floß — Geld zurück.

Die beiden deutschen Männer, welche in diesen Raum eingetreten, ließen forschend ihre Blicke über die Versammlung gleiten, als ihnen ein ältlicher Mönch in weißem Habit, wie es Bruder Martin unter seiner schwarzen Kutte trug, vom andern Ende des Raumes, wo er mit einem Manne in geistlicher Tracht geplaudert hatte, entgegenkam und dem Letzteren schon von weitem freundlich zunickte.

„Es ist Bruder Anselmo, der Sacristan und Beichtvater Sr. Heiligkeit", sagte Martin zu seinem Begleiter.

Dann sich in lateinischer Sprache an den Kommenden wendend, fuhr er fort:

„Ihr seht zwei wißbegierige Deutsche statt eines, ehrwürdiger Vater. Dies ist ein junger Graf von jenseits der Alpen, der hieher gekommen ist, um einen Proceß wider mich und unser Kloster zu führen. Doch sind wir darum nicht minder gute Freunde und werden uns schon vergleichen, wenn uns die Rota nicht vergleicht."

„Recht, recht so", antwortete Fra Anselmo, Egino mit einem freundlichen Lächeln anblickend, „besser, daß zwei Freunde eine strittige Frucht spalten,

als daß der Streit um die Frucht die Freunde spaltet. Ihr wollt also sehen, was unser junger Urbinate in der Sala della Segnatura malt?"

„Da Ihr es mir verhießt, es mich sehen zu lassen, ehrwürdiger Vater", fiel Martin ein.

„Ich weiß, ich weiß und ich erwartete Euch. Folgt mir. Nur verrathet dem Meister Eure Anwesenheit nicht durch zu lautes Reden; er wäre dann wol im Stande, uns alle Drei scheltend fortzusenden."

Fra Anselmo schritt dem anderen Ende des Raumes zu und die Deutschen folgten ihm; durch einen zweiten Vorhang kamen sie in einen schmalen Corridor und dann in einen gewölbten Saal von mäßiger Ausdehnung.

„Hier ist, was Ihr zu sehen verlangt", flüsterte Fra Anselmo beim Eintreten.

Die beiden jungen Männer traten wenige Schritte vor, dann blieben sie Beide wie verschüchtert stehen, die überraschten Blicke umherwerfend, über die Pracht der Farben und Gestalten, welche sie umgab.

Der ganze Bilderschmuck des Raumes war eben vollendet, die Gerüste waren entfernt, nur

einige Planken und Seile lagen noch auf dem Boden; einige Arbeiter waren beschäftigt, auch diese zu entfernen, während mehrere junge Leute in leichten hellen Kitteln über ihren Gewändern in einer Gruppe am Fenster zusammenstanden, eine Zeichnung betrachtend, welche auf der Fensterbrüstung ausgebreitet vor ihnen lag.

Nachdem die beiden Deutschen das, was sich ihren Augen darbot, eine Weile stumm überblickt, rief Egino aus:

„Bei meinem Schöpfer, Bruder Martin, und wenn man mir auch drohte, mir die Zunge auszuschneiden, ich könnte nicht stumm bleiben hier, nicht leise flüstern; mich faßt etwas wie ein Uebermächtiges, wie die Gewalt eines Wesens, das ich nie geahnt, wie ein Rausch, nicht weil ich Wein, sondern weil ich etwas wie Himmelsluft getrunken! — Bruder Martin, Martin, ist's Euch denn nicht auch so zu Muthe . . . dies ist ja schön, schön, um in den Tod zu gehen dafür . . . eine Welt von Schönheit, vor der man sich in entzückter Andacht auf die Kniee werfen möchte."

Bruder Martin blieb schweigend. Er schaute schweigend mit einem eigenthümlich flammenden

Blick das Bild an, das man die „Disputa" nennt. Dann erhob er das Haupt, um die Deckengemälde, die Gestalten der Theologie, der Poesie, der Philosophie und der Gerechtigkeit anzuschauen; und endlich sich wendend, ließ er lange Zeit sein Auge auf der der Disputa gegenüberliegenden Wand, auf dem „Parnaß" und der „Schule von Athen" ruhen.

„Nun, Bruder Martin", rief Egino wieder aus, „Ihr könnt stumm und schweigend das Alles betrachten?"

Bruder Martin fuhr sich mit der Hand über Stirn und Gesicht, wie um sich zu sammeln.

„Wie könnte mans anders als schweigend betrachten?" sagte er alsdann halblaut. „Giebt es doch eine Welt zu denken auf."

„Zu denken? Ei, wer mag da denken? Wenn Euch große Schwingen an die Schultern gesetzt werden, was denkt Ihr? Armselige Seele, die da denkt — man schlägt die Schwingen auseinander und fliegt — auf, auf, ins Morgenroth, in die Himmelsluft und in die Strahlenwelt der Sonne."

„So empfindet Ihr, Graf Egino", versetzte

wie in Verwirrung und Betroffenheit der deutsche Mönch. „Hier aber ist eine Himmelsluft, in die ich zagen würde, mich aufzuschwingen und zu verlieren. In diesen Bildern ist viel von Gott, denn in der Schönheit ist immer etwas von Gott, und so ist auch die Schönheit Tugend . . .“

„Aber?“

„Aber“, fuhr Bruder Martin fort, „diese Tugend ist durch die Schlange verführt und hinter ihr steht der Teufel!“

„Ach, nun möcht’ ich lachen, wenn mir nicht so heilig ernst zu Muthe wäre!“

„Lacht nicht! Es ist so; das Menschengeschlecht, der irdische Leib, unsere elende Körperlichkeit in dieser freien Schönheit dargestellt, das ist ja eine Vergöttlichung der Creatur, als ob sie ohne Sünde geboren sei! Seht diese Gestalten! Sind das irdische Geschöpfe, für den Schmerz geboren, wie wir Menschen es sind, und der Erlösung durch Christi Opfertod, der Gnade bedürftig, um zu leben, um im Schmerz nicht unterzugehen? Stehen sie nicht da in stolzer Selbstgenüge und als ob sie der Rechtfertigung nicht bedürften, weil sie gerechtfertigt durch sich selbst

sind? Predigt die neue Kunst im Hause des Heiligen Vaters das Heidenthum?“

„Weshalb nicht das Heidenthum“, sagte Egino, „wenn das Heidenthum so schön und, sowie Ihr selbst sagt, so tugendhaft ist?“

Bruder Martin sah ihn groß an, er antwortete nicht, er blickte wieder auf die Gestalten der Bilder und versank in ihren Anblick.

Unterdessen hatte aus der Gruppe der jungen Leute am Fenster der, welcher den Mittelpunkt derselben gebildet und die Zeichnung erklärend das Wort geführt, sich herumgewendet. Es war ein Mann von Gestalt nicht groß und mehr zierlich als stark, von auffallend schönen Zügen, mit reichen, auf die Schultern niederfließenden braunen Haaren. Er trug den Kopf auf dem langen Halse ein wenig vorgebeugt; schöne, weit geöffnete braune Augen glänzten darin, die Haut war von einer feinen olivenfarbenen Blässe bedeckt, es war eine ganz geistige, fast Sorge einflößende Erscheinung. — Einen Schritt näher tretend, fixirte er den deutschen Mönch; Fra Anselmo trat an ihn heran und flüsterte ihm einige Worte wie zur Entschuldigung, daß er die Fremden her-

gebracht, zu. Der Maler nickte und sagte dann lächelnd:

„Und was spricht Euer Ordensbruder da zu seinem Landsmann . . . er scheint mit meiner Arbeit nicht sonderlich zufrieden zu sein?“

Dabei warf er mit einer Kopfbewegung, die für einen Mann beinahe zu viel Anmuth und etwas Weibliches hatte, das lange Haar zurück; die Stimme, womit er sprach, hatte etwas Klares, Silbertöniges, was eigenthümlich zum Herzen drang.

Der deutsche Mönch wendete sich von den Bildern ab und trat dem Maler einen Schritt entgegen, wie betroffen und hingezogen von dieser merkwürdigen Erscheinung.

Auch Egino konnte nicht anders, als seine Aufmerksamkeit von den Bildern abziehen, um sie den sich gegenüber tretenden beiden Männern zuzuwenden, dem schönen seelenleuchtenden Antlitze des jungen Malers, aus dem voller heiterer Lebensmuth bei einem seltsamen, fast Scheu erweckenden Ernste blickte, und dem fest gemeißelten Kopfe des Mönchs, der, um anzuziehen, nichts hatte, als die in diesem Augenblicke von einem

ganz eigenthümlichen Feuer belebten Augen; es war, als ob aus den vier sich so begegnenden Augen sich kreuzende Strahlen geworfen würden, unsichtbare Geistesfäden hin- und herzuckten, die eine Verbindung suchten und sie nicht finden konnten, ein wechselndes Suchen der Seelen und ein trotziges Herausfordern.

„Welch einen Kopf Ihr habt, guter Frate“, sagte mit überlegenem Wesen dann lächelnd der Maler; „hätte ich ihn eher gesehen, hätt' ich ihn dort unter den Männern der streitenden Kirche brauchen können.“

Er wies nach rechts hin auf das Gemälde der Disputa.

„Vielleicht aber“, fuhr er fort, „hättet Ihr ihn nicht dazu hergegeben; Ihr macht ein gar ernstes und wie erschrockenes Gesicht zu diesem Bilde.“

Er hatte dies in ziemlich fließender lateinischer Sprache gesagt und Bruder Martin versetzte in derselben:

„Erschrocken, doch nur über die Schönheit Eurer Darstellungen, die darauf deuten, daß Ihr

mehr in Plato's Gastmahl als in der Bibel gelesen habt."

Der Maler nickte lächelnd.

„Ich habe Plato's Gastmahl gelesen, aber die Bibel auch; es hat, sagt es selbst, meinen Bildern nicht geschadet?"

„Nicht Euren Bildern, vielleicht aber schadet es den Seelen, welche sich in diese Bilder versenken."

„Und weshalb?"

„Weil sie wie ein berauschender Zaubertrank sind. Diese Fülle von Schönheit ist zu groß, um nicht das Herz gefangen zu nehmen und es in einen gefährlichen Traum von menschlicher Hoheit, Größe und Schönheit zu lullen. Seid nur ganze volle Menschenbilder, also predigt Ihr da von diesen Wänden herab, und Ihr habt der Schönheit, des Glückes, der inneren Harmonie genug; Ihr strahlt dann als freie Könige der Welt, Ihr seid dann die Gestalt gewordenen ewigen Ideen, die aus dem Schooße des göttlichen Wesens Euer griechischer Philosoph hervorgehen läßt — Ihr bedürft nicht mehr!"

„Und soll ich solche Wesen nicht darstellen?"

sagte der junge Maler. „Ist der Gott der Bibel schwächer, ohnmächtiger als das ewige Wesen Plato's, und wenn dies Ideen bildet, die, zur Gestalt geworden, sich als Ideale schöner Erscheinungen darstellen, soll ich dann den Inquisitor wider sie machen und sie als heidnisch, unchristlich und sündhaft vernichten, sie in der Gluth meiner christlichen Devotion als Ketzer verbrennen? Sind die Geschöpfe des christlichen Gottes schwächer und ungesunder, und erkennt Ihr nur die gestümperten als seine Kinder, die wie die langen mageren und verdrehten Heiligen in Euren deutschen Kathedralen und leider auch in unseren italischen aussehen?"

„Der Gott Plato's ist nicht unser Gott", erwiderte lebhaft der deutsche Mönch. „Der Gott Plato's ist der Gott der heidnischen Welt. Was die alte Welt darstellt, was die heidnischen Künstler bilden, das ist eine Welt des Glücks, des Heldenthums, des Sieges, der Kraft, des sich selbst genügenden Seins, der Daseinsfreude. Das Alterthum ist das Erdenglück. Das Christenthum aber ist der Schmerz. Im Alterthum gehört der Mensch der Natur, im Christenthum dem Geiste.

Es herrscht im Christen der Zwiespalt zwischen Mensch und Natur. Die Sünde hat den Zwiespalt zwischen sie gebracht. Der Zwiespalt geht bis zum völligen Auseinanderscheiden Beider, dem Tode, und so ist unser ganzes Leben ein schmerzhafter Kampf, ein sich Durchschlagen bis an jenes dunkle Thor ins Jenseits, an dessen Schwelle wir zusammenbrechen und durch das sich dann ein rettender Arm hervorstreckt, um uns hineinzureißen in die Burg des ewigen Friedens. Darum, Meister, thut Ihr Unrecht, wenn Ihr Menschen malt, in denen kein Zwiespalt ist, die nicht sterben können, weil ihr harmonisches Sein in einer Herrlichkeit des Geistes und der Gestalt dasteht, an der keine Sünde ist, und die nicht zu kämpfen brauchen bis an den Tod. Wir sind Christen und wissen, daß wir der Gnade bedürfen, wollen wir das Leben haben. Ich habe mir Manches betrachtet, was von Kunstschätzen des Alterthums hier in dieser alten Weltstadt vom Untergang gerettet und den fremden Besuchern zur Anschauung freigestellt ist. Da habe ich herausgefunden, daß die Egypter am besten die Schönheit des

Thieres dargestellt haben, die Griechen am besten die Schönheit der Menschen, die Christen aber sollen am besten die Schönheit der Seelen darstellen, das soll ihre Kunst sein. Ihr aber, Meister, bildet Göttermenschen."

Während der Mönch so sprach, hatte das Antlitz des jungen Malers einen Ausdruck angenommen, der es eigenthümlich veränderte.

Es war, als ob der Hauch jugendlicher Schönheit, der darauf geruht, sich leise verzogen habe, um einem ernsten Denkergesicht mit den Runzeln der Anstrengung darauf Platz zu machen. Seine Augenhöhlen hatten sich vertieft, der leise Schimmer von Röthe auf seinen Wangen war verflogen.

Wir besitzen eine kleine Zeichnung, die von der Hand des Kupferstechers Mark Antonio gravirt ist und die uns das Porträt eines ganz anderen Rafael Santi gibt als dasjenige, welches aller Welt nach den bekannten Bildern von ihm vor Augen steht. Dies Bild macht einen tief ergreifenden und rührenden Eindruck; es zeigt, wie auch der am reichsten und glücklichsten begabte Genius, die gotterfüllteste Seele nicht be-

freit ist von den schweren und schmerzlichsten Bedingungen, unter denen der Menschengeist sich die künstlerische Gestaltung des Schönen abringt. Das Bild läßt uns in einen öden Raum blicken, worin eine Staffelei mit einer aufgespannten leeren Leinwand steht; auf einer Bank zusammengesunken der Maler, das Haupt niedergebeugt von der Last seiner Gedanken, das tiefliegende Auge im unsicheren Suchen umherirrend; es scheint ihn zu frösteln, da er einen weiten Mantel um sich geschlagen hat; seine Gestalt scheint abgemagert von der Anstrengung verzehrender Arbeit.

Etwas von diesem Rafael des Mark Antonio stand jetzt vor dem deutschen Mönch. Er kreuzte die Arme über der Brust, er sah eine Weile stumm den Bruder Martin an, dann, wie in der Zerstreuung, warf er auch die Hemmung der lateinischen Rede ab und antwortete in italienischer Sprache:

„Wenn Du so sprächest in Deiner Zelle jenseits der Berge, deutscher Mönch, möchtest Du Recht haben. Jedes System gilt so weit, als es Macht über die Gemüther hat, über diese

Grenze hinaus wird es Thorheit und der Kinder Spott. Ist Dein System nicht in mir, wenn ich male, so kann ich auch Deine Schmerzmenschen nicht malen. Schau auf dort zu meinen Gestalten. Ist keine Sünde in ihnen, siehst Du sie frei von einem alten Fluche, dessen Stempel Du auf die Stirn aller Lebendigen gebrannt wähnst; nun, weshalb sprichst Du nicht: desto besser für sie? Glaub' mir, der Mensch ist, wenn im Schmerz und für den Tod geboren, doch dazu geboren, sich frei vom Schmerz zu machen. Laß mich der Welt Gestalten zeigen, in denen nicht Zwiespalt, sondern Eintracht zwischen dem sinnlichen Sein und der Seele ist, Gestalten, die mit schöner Seele in schöner Form die Freiheit gefunden haben, und mit der Freiheit das Glück, die Daseinsfreude; Gestalten, die nicht des Schmerzes Knechte, sondern seine Herren sind. Vielleicht . . . Du nennst es ja eine Predigt, vielleicht wirkt diese Predigt an die Menschen auch ihr Gutes. Verstehst Du mich?"

„Ich verstehe, Signore Rafaele", antwortete Bruder Martin in derselben Sprache; „aber

laß mich fortfahren, in lateinischer Sprache zu reden, da ich nicht so geläufig die Deine rede. Ich würde Dich Deine Gestalten malen lassen, wie Dein Auge sie erblickt, Dein Gemüth sie schafft und Deine bewunderswürdig kunstfertige Hand sie in unnachahmlicher Vollendung, gleich als ob sie athmeten, hinzuzaubern weiß, wenn Du nicht eben predigtest, zu laut, zu deutlich und zu aufrührerisch. Du stellst das Menschenthum nicht allein dar, wie es von den Heiden dargestellt wurde, Du erbaust Dir auch die Welt, wie der Christ sie nicht auferbaut sehen darf. Dort der Verherrlichung der Religion auf dieser Wand hier stellst Du auf der gegenüberliegenden Wand, wo Deine Weltweisen versammelt stehen, die Verherrlichung der Philosophie gegenüber; dort die Kirche mit ihrer Offenbarung, hier den selbstständigen Menschengeist und die Heroen des forschenden Denkens! Du gibst ihnen also gleiches Recht in Deiner Welt! Da oben über uns aber leuchtet in ergreifender Schönheit neben der „Theologie" die „Poesie" und dort das „Recht". Sind das die gleich starken Grundpfeiler Deiner moralischen Welt?

Kunst, Recht, Philosophie, sind sie Dir dasselbe, was die Religion? Und so stellst Du sie in dem Hause des Nachfolgers der Apostel hin? Dort die Kirchenväter und hier Apoll und die Musen? Den Parnaß gegenüber der Eucharistie? Der Geist, der eine solche Anschauung der irdischen Dinge hegt, kann freilich auch irdische Menschen wie Götter, wie „Herren des Schmerzes" schaffen. Eritis sicut deus! sagt die Schlange."

Der Maler sah wieder ernst, sinnend, wie in Gedanken verloren den Mönch an und antwortete lange nicht. Was er gehört, mochte nicht zum erstenmale von ihm vernommen sein, aber wohl kaum je so derb und unverhohlen sich über die Lippen derer gedrängt haben, die seine Werke zu bewundern kamen oder die ihn als Freunde und Gönner umgaben und auf seinen Lebenspfad wie Rosen die Huldigungen und Verherrlichungen warfen, die er noch stets und überall gefunden, wohin dieser Pfad ihn geführt. Und wohl nie hatte ein Beschauer seiner Werke so mit dem ersten Blick erkannt und ausgesprochen, was der weltgeschichtliche Inhalt seiner Kunst war: die Aufnahme des heidnisch huma-

nen Princips in die christliche Kunst, und die eben nur auf Kosten der dogmatischen Gebundenheit erreichte Schönheit.

„Höre, Mönch, sagte er dann, stolz das gesenkte Haupt erhebend, Du predigst wie Du mußt. Das ist Dein Handwerk. Aber rührt Dich meine Kunst nicht, so rührt mich Deine Predigt nicht. Ich stelle nicht allein Recht und Poesie und Weltweisheit gleichberechtigt neben Deine Theologie, nein, sogar mich, den lebendigen Menschen. Ich weiß, Gott hat mich, wie ich bin und wirke, geschaffen, aber ich habe ein gut und schwer Stück Arbeit und sauren Schweiß daran gewendet, dem lieben Gott nachzuhelfen, um zu werden, wie ich bin; nun aber habe ich eine Kraft in mir, das ist eine gute Kraft, der ich, wenn ich im Feuer des Schaffens bin, die Zügel schießen lassen darf voll Vertrauen, daß sie, des Rechten sich bewußt, die rechten Bahnen wandelt. Und so mach ich's denn. Jammerst Du, daß ich die Gestalten nicht kirchlich male? Ich male sie, wie richtige Menschen sind; fallen sie nun nicht kirchlich aus, so muß es daran liegen, daß Gott den richtigen Menschen nicht geschaffen und nicht

bestimmt hat für Dein Kirchenthum. Willst Du ringende, gefesselte Leiber sehen, die unter der Sünde wie unter einer Felsenwucht ihre Muskeln spannen und ihre Glieder stemmen, so geh' in die Capelle drüben, wo Michel Angelo malt. Thäte ich so, so frevelte ich an mir selber und würde ein Heuchler, denn ich, ich erkenne und sehe nicht so. Des Malers Offenbarung ist sein Auge. Befiehl Du Gott, seinen Himmel nicht mehr blau, sondern grün zu färben; er wird Dir gehorchen, wie ich denen, die von mir verlangen, ich soll gebundene steife Glieder und hagere Leiber im Mantel der Ascese malen und nicht mehr die nackte Schulter eines reinen Weibes, wie jener Muse dort. Mag unter dem Mantel des hageren Heiligen die ganze Theologie des Thomas von Aquin stecken, in der nackten Schulter der Muse ist eine höhere Theologie, die Gottesgelehrtheit, die vom Schönen gepredigt wird und mehr des Ewigen vielleicht, wie in der scholastischen „Summa“. Und weil du so klug aus Deinen feurigen Augen blickst, deutscher Frate, so nimm einen Rath von mir. Ich habe mich frei gemacht und so die Schönheit

gefunden. Geh' Du Dich freizumachen, um die Wahrheit zu finden!"

Damit nickte der Meister Rafael Santi dem Bruder Martin einen kalten stolzen Gruß zu, winkte den anderen jungen Männern und ging, von ihnen geleitet, davon.

Der deutsche Mönch blickte ihm mit finsterer und gerunzelter Stirne nach.

„Ihr seid betroffen und stumm geworden, Bruder Martin?" sagte nach einer Pause, während welcher er ihn beobachtet hatte, Graf Egino.

„Betroffen, ja, das bin ich", rief der Mönch aus, „und ich denke, Ihr dürftet es auch sein! Dort drüben" — er deutete nach der Richtung der Peterskirche hin — „bricht der Papst selber den heiligen Dom der Christenheit, in dem die Gräber der Apostel sind und jeder Fleck durch tausendjährige Verehrung geheiligt ist, nieder, um ein neues Werk im heidnischen Styl zu erbauen, und hier in seinen Kammern malt ihm der erste Maler der Welt das lichte Heidenthum an die Wände. Nun sagt mir, Graf Egino, was soll aus der Kirche werden, wenn so die, welche auf

den höchsten Höhen der Welt stehen und wenn die höchsten Geister ihr um heidnischer Kunst und Schönheit willen den Rücken wenden?"

„Das weiß ich nicht", antwortete Egino achselzuckend. „Mir scheint nur, daß, wenn die höchsten Geister nicht mehr zur Kirche kommen, die Kirche am Ende doch wohl thun wird, zu den Geistern zu kommen." Ihr kennt das Sprichwort von Mahomed und dem Berge, und da Ihr ein großer Gelehrter seid, werdet Ihr am besten wissen, ob ich Recht thue, Euch damit zu antworten."

Bruder Martin versetzte nichts. Er erhob langsam sein Auge zu dem Gemälde der „Disputa". Egino's Blicke aber hingen flammend und entzückt auf den Gestalten der anderen Wände.

„Das Schöne", rief dieser endlich aus, „wo liegt es hier? Ich glaube, es liegt in der makellosen Reinheit dieser Gestalten. Wenn dieser Meister von Urbino nackte Leiber malt, so stehen sie da, wie aus dem Schoße der Natur hervorgegangene Wesen, für die Ihr so wenig eine Hülle fordert, wie für den Baum, an dem Euer

Weg vorüberführt. Wenn ihr den Duft einer Blüthe einsaugt, denkt Ihr daran, ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechts ist? Ja, ja, in seiner hellen Seelenreinheit liegt das Geheimniß dieses Malers; seine Körper haben ihre Schönheit, als ob sie durch die eigene innere Hoheit so schön gestaltet worden. Und darum tastet mir nicht sein Schaffen an. Mögt Ihr ihn heidnisch nennen, so viel Ihr wollt, in seiner Keuschheit liegt sein Christenthum, und wenn er die heidnische Form zwang, der lebendige athmende Ausdruck einer reinen und idealen Seele zu werden, so solltet Ihr ihn loben und nicht ihn tadeln!"

„Kommt, kommt", sagte der Bruder Martin, „gehen wir, ich sah genug. Mir ist weh in meinem Herzen geworden an diesem Orte!"

11.

Das Bild der Kirche.

Als Egino wieder in seiner Wohnung angekommen war, warf er ermüdet und schwer aufathmend Degen und Hut ab und streckte sich auf sein breites ledernes Ruhebett; mit offenen Augen starrte er lange so die Wand ihm gegenüber an, eine dunkelblaue getünchte Fläche mit rothem Stabwerk und grünen Rankenverschlingungen, die als Rahmen umherliefen und für ihn bald der Rahmen für eine bunte Fülle von Bildern wurden.

Er erblickte, wie unfaßbare Schatten auftauchend und sich wieder verflüchtigend, die Gestalten Rafael's vor sich; auf dem blauen Hintergrunde schwebten sie kommend und verschwindend auf und nieder wie in einem Zauberspiel, das ihn nicht wieder ließ. Der Apoll mit seiner Viola, die Poesie, die schönen Gestalten

der Musen, der Dichter und Weisen in ihrer blendenden Farbengluth; und dann zwischen ihnen, vor ihnen, sie Alle beherrschend, und doch wie zu ihnen gehörend, die andere Gestalt, die Egino nie mehr verließ — sie war wie ein Wesen aus dieser Welt, aus ihr hervorgetreten ins Leben, eine Schöpfung des höchsten Künstlergeistes, der sie in schönheittrunkener Begeisterung ins Leben gerufen — sie allein von Allen um zu athmen, zu leben, und so alle andern zurückzudrängen und in den Schatten zu stellen, alle diese todte Schönheit gegen ihre warme lebendige.

Und doch, wenn sie auch lebte, war sie darum für ihn, für Egino, mehr als ein Bild? Hatte er mehr an ihr als an all diesen todten Gestalten? Was war es ihm, ob sie athmete oder nicht, ob ihre Lippen sich zum Sprechen bewegten oder nicht, ihre Lider sich hoben und senkten oder nicht? Ein Wort, an ihn gerichtet, konnte nie über diese Lippen kommen; um einen Blick auf ihn zu werfen, konnten nie diese Lider sich heben; sie war nichts, nichts als ein Bild für ihn, ein Schattenbild der Erinnerung für immer.

Und darüber erfaßte ihn wieder das ganze Weh der letzten Tage, von dem ihn die eben verlebte Stunde ein wenig zerstreut hatte. Die Bilder des Meisters, die er eben noch so warm in Schutz genommen, verloren ihre bezaubernden Farben; sie verschwammen und verflüchtigten sich, sie verloren ihre Macht über seine Seele, in die wieder als in sein ausschließliches Eigen der Schmerz zurückkehrte. — Ein deutscher Dichter hat gesagt:

„Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt."

War es nicht auch das, was Egino jetzt empfand, daß diese Kunst nicht die Trösterin des Schmerzes war, daß sie nur mild daran vorüberzuführen suchte, und, wenn ihr dieser Zauber nicht gelang, wie eine fremde Welt das blutende Menschenherz kühl aus ihrem hohen, sich selbst genügenden Bereiche fortwies, von sich abdrängte? Hatte das am Ende der deutsche Mönch sagen wollen und dem Maler vorgeworfen? War es Bruder Martin sogleich klar und offenbar geworden, was Egino jetzt erst zu

empfinden glaubte, wo die Gestalten des Künstlers vor ihm verblaßten, daß nicht

„durch des Schmerzens Gunst
Sei seinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst —"

einer Kunst, die auf einem anderen Lebensgrunde erwachsen müsse, um mehr zu vermögen, als die Antike — um zu trösten, um heilen, um retten zu können?

Genug, Egino vergaß die Bilder, und nach und nach zogen alle seine Gedanken wieder dahin in der alten Strömung, nach dem Einen Ziel. —

Mit ganz anderen Gedanken war Bruder Martin beschäftigt, als er in sein Kloster heimging.

Alles was er erfahren und gesehen in dieser römischen Welt, in der er nun seit Wochen weilte und die ihm, je mehr er der fremden Sprache mächtig ward, desto erschreckender wurde, stand im ärgsten Widerspruch mit den mitgebrachten Vorstellungen. Mit seiner tiefgründigen religiösen Natur hatte er an Alles den Maßstab seiner Theologie gelegt. Und nichts wollte stimmen zu dem! Aber er hatte die Erschei-

nungen, welche ihn beunruhigten, weil sie sich ganz dem theologischen Maßstab zu entziehen schienen, nach und nach mit einer Art gewaltsamer Dialektik unterworfen und verarbeitet, bis sie ihm den Frieden nicht mehr störten, und bis der Optimismus seines gläubigen Gemüths ihrer Herr geworden.

Die Kirche, das hatte er gesehen, hatte tausend Schäden. Mit einem naiven Cynismus herrschte die Simonie in ihr. Weltliche und rohe Menschen kleideten sich in Priesterröcke und trieben Handel und Wandel mit den Gnaden und Schätzen der Kirchen. Und die Menschen — wie man als Scholar daheim die Quälereien, welche der Pennalismus auferlegte, über sich nahm, um alsdann in eine hohe Schule aufgenommen zu werden, so nahmen sie die Quälereien hin, welche die Kirche ihnen auferlegte; sie fasteten, beteten Rosenkränze ab, zahlten Ablässe, Dispensen, Messen, beugten sich vor Pfaffen, die sie um ihres Wandels willen verachteten, kreuzigten ihren Mutterwitz und ihren Verstand, um an hundert abergläubische Dinge zu glauben — das Alles, um alsdann

in den Himmel aufgenommen zu werden. Man legte in eine Sparbüchse ein, um ein großes Kapital himmlischer Freuden zu erhalten.

Das Alles war erschreckend. Die Kirche war etwas geworden, von dem die wunderthätige Mutter Gottes in Sant Agostino ein merkwürdiges Abbild darstellte. Wie saß sie da! Umgeben vom strahlenden Lichtglanz; gehüllt in Seide und goldtuchene Gewänder; eine demantenbesäete hohe Kaiserkrone auf dem Haupte und Diamanten- und Perlenschnüre von unschätzbarem Werthe um ihren Hals, ihre Arme; zu ihren Füßen im Staube knieeten Hunderte von Gebete murmelnden Menschen!

Auf dem Schooße der Gestalt aber ruhte eine Leiche. Der Christus, den dies Bild der Kirche auf den Kieen hielt, war eine Leiche. Der Christus des Evangeliums, der die Predigt vom Berge gesprochen, und das Wort: Ihr sollt anbeten im Geist und in der Wahrheit, der war todt; er war gestorben auf den Knieen dieses Weibes. Auch betete man nicht zu ihm; die Menschen richteten ihre Verehrung an die Frau im goldtuchenen Rock und den Perlenschnüren.

So lauteten oft Bruder Martins grollende, zornige Gedanken, wenn er um sich blickte in der heiligen Stadt des Christenthums. Aber er beschwichtigte sie. Lag ihm nicht auch hundertfacher Trost nahe? Was focht das Alles das Wesen an? Es waren zeitliche Erscheinungen, die abfallen mußten wie die Schale vom Kerne, wenn er reif ist. Christus war nach drei Tagen erstanden und konnte auch erstehen von dem Schooß der Frau mit der Kaiserkrone. Der Fels Petri war für die Ewigkeit errichtet. Der Geist Gottes schwebte dennoch über all dem Chaos von Sündhaftigkeit der Welt. Die Unfehlbarkeit der Lehre mußte nach und nach die Schäden, die Auswüchse, die krankhaften Stoffe abstoßen und der Herr sein Haus reinigen — es war nur eine Frage der Zeit.

Und so hatte ja auch der General seines Ordens zu ihm gesprochen, wenn er manchmal in der Beklommenheit seines Herzens an seine Zelle — die größte, schönste und am bequemsten ausgestattete des Klosters — geklopft. Ein mild und frei denkender Mann hatte ihn dann väterlich aufgenommen. Fra Egidius von Viterbo war

ein Mann von glänzender Gelehrsamkeit, der in seiner Jugend sich als Dichter ausgezeichnet und der unter den Würdenträgern der Kirche durch seine geistige Freiheit hervorragte. Das hatte Bruder Martin freudig erfahren, in den ersten Zeiten schon, nachdem er mit seinem vollen andächtig erglühten Herzen in der ewigen Stadt angelangt und nun aus dem, was er sah und erlebte, die ersten kalten Schauer sich auf diese Andachtgluth ergossen. Er hatte sich dann wohl halb entrüstet und empört, halb wie ein Hülfeflehender zu diesem Manne geflüchtet und ihm geklagt, wie die Messelesenden da unten in der Ordenskirche ihn gehöhnt, daß er's so ernst nehme und so langsam mache und wie hastig sie ihm Passa, passa! zugerufen; ja, wie er vernommen, daß sie dabei gotteslästerliche Dinge vorgebracht, daß sie sich mit schmutzigem Scherze ergötzt; wie er unter dem Eindruck von dem Allen in verdüsterter Stimmung die Scala santa hinaufgestiegen, und wie ihn mitten in diesem häßlichen Rutschen plötzlich ein Ekel an all der Werkheiligkeit ergriffen und er sich trotzig erhoben und davongegangen. — Egidius von Viterbo hatte

ihm dabei mit einer Art milder Herablassung zu seinen wie kindlichen Gefühlen, seinem treuherzigen Novizenthum getröstet, dann auch wohl gescholten wegen seines grübelnden Kopfes, der die Welt nicht nehmen wolle wie sie sei, und endlich stets auf das unwandelbare, hoch über den irdisch wechselnden Formen und menschlichen Gebrechlichkeiten stehende, ewige Princip der Kirche und den bei und in ihr bleibenden Geist, den Paraklet, verwiesen.

Damit hatte sich Bruder Martin getröstet. Aber heute bohrte sich etwas in seine Seele, das durch solchen Trost nicht mehr beschwichtigt wurde.

Für das sittenlose Pfaffenthum, für die gedankenlose Götzendienerei, für den Schmutz, für das Häßliche, für die Verderbniß gab es einen Trost.

Aber wo war der Trost für das, was das Schöne, das sich frei wider sein Heiligthum erhob, in sein Gemüth geworfen? Als schlügen ihm die Dinge über dem Haupte zusammen, erfaßte ihn eine tiefe Seelenangst. Was verbürgte ihm denn sein Vertrauen auf die Ewigkeit des Felsens Petri; verbürgte es ihm die Ewigkeit der Herrschaft dieses Felsens über die Gemüther? Erhob sich nicht eine

neue Macht dräuend vor seinen Augen? Lag nicht eine ungeheure Empörung in dieser Welt der Bildung, die sich an den Brüsten der classischen Vorzeit groß zog und von der Kirche nicht länger die Seelen leiten und die Leiber beherrschen lassen wollte? Wandte sich nicht die Wissenschaft schon von ihr ab? Und warf ihr nun gar die Kunst im Höchsten, was sie schuf, den Fehdehandschuh hin? Hatten das diese Erasmus, diese Reuchlin, diese Agricola und Hegius gewollt — die Menschen zu einer Bildung führen, welche die Sprache der Kirche auch dann verachtete, wenn diese geläutert sie unter ihre Flügel zurückrief? — War nicht auch das Volk der Juden nur ein kleines Häuflein, eine schmale Völkerinsel gewesen? Konnte nicht die Kirche der Zukunft mit ihrem Felsen Petri solch ein winziges Felseneiland werden, an dem theilnahmlos die Wogen des Lebens und der Geschichte vorüberflutheten?

Wie ein eiskaltes Bad umschauerten diese Gedanken den deutschen Mönch. Mit beklemmender Gewalt trat die Angst an seine Seele, daß es für die Reformation der Kirche, welche

die Jahrhunderte vor ihm gefordert hatten, ein Zuspät geben könne; daß im Unglauben der durch die Kirche geärgerten gebildeten Menschen seiner Zeit nicht bloß eine Verirrung vom rechten Wege und von der Wahrheit liegen könne, sondern auch eine Entwickelung, ein Vorschreiten der Menschheit auf einem anderen Wege, um die Wahrheit zu suchen!

Nein, nein, es wäre ein furchtbarer Abfall der Welt von Christus gewesen! Und durch Christus nur konnte sie gerechtfertigt werden, konnte sie hier die Gnade erlangen und dereinst selig werden. Aber in der That, es war Zeit, daß vom Schoße jenes diamantengeschmückten Weibes im goldtuchenen Rock die Leiche neu lebendig sich erhob und als Herr der Welt die Menschen wieder zu sich rief. Es war Zeit. Dann, dann aber mußte die Welt gehorchen. Bruder Martin war in der Scholastik aufgewachsen; er war Theolog, er war Mönch. Er war Hierarch genug noch in diesem Augenblicke, um auch an die Strafgewalt der Kirche, an Zwang und Gewalt wider die Empörung zu denken!

So hatten die Bilder Rafaels ihn erschüttert,

ihn geängstigt. Er hatte daheim der Bilder viele gesehen; schöne Schildereien von seinem Freunde Lucas Sunder aus Cronach, der so herzlich innige Heiligengesichter malte; auch von Albrecht Dürer und Lucas von Leiden Einiges; es war Alles gar fromm und lieb gewesen und hatte zu seinem Gemüthe gesprochen, und wenn er es beschaut, hatte es ihm die Seele erfrischt wie schöner Lautenklang.

Was aber war das Alles gegen diesen Rafael; an gläubige kirchliche Vorstellungen hatte es sich angeschmiegt wie Musik an die Worte eines Liedes. Hier aber war die freie Bildung seiner Zeit, der auf sich selbst stehende Menschengeist vor ihn getreten, in seiner schönsten reinsten sieghaftesten Gestalt.

Die humanistische Bildung, der Inhalt des Jahrhunderts in seinem Stolz, seinem Triumph.

Mußte nicht etwas darin liegen, was dem deutschen Mönch „die Cirkel zerstörte", was ihn kleinmüthig machte, und dann auf die Stirn dieser mächtigen Natur einen Ausdruck wie der Herausforderung legte, als ob ein Drang zu Kampf und That in ihm auflodere?

Und doch war er sehr unglücklich. Weshalb war ihm kein Freund von gleich tiefgründigem Gemüth nahe, um sich auszuschütten gegen ihn? Es drängte ihn, mit einem Freunde zu reden. Zu Fra Egidio konnte er sich nicht flüchten, der war verreist. Mit seinen Ordensbrüdern wollte er reden vom Stande der Kirche und der Dinge. Sie konnten nicht blind sein wider das, was seine Seele erfüllte. So kam er heim. Die Brüder waren im Garten des Klosters. Als er in den Garten eintrat, sah er, daß er seine Stunde schlecht gewählt. Er sah sie in ihren weißen Habiten in einem hellen Haufen, lebhaft sich bewegend, rufend, lachend, Steine werfend . . . Bruder Martin trat näher und sah, was sie trieben.

Es entsetzte ihn; es machte ihm das Herz bluten.

Sie hatten ihr Spiel mit einem armen Hasen, der auf irgend eine Art in den Garten gekommen war; vielleicht hatte ein Ragazzo ihn lebend gefangen und dem Bruder Koch gebracht für die Klosterküche. Sie hatten ihn mit einem langen Faden am Hinterbein an den Stamm eines Orangenbaumes gebunden. So warfen sie

mit Steinen nach ihm, und übten sich, ihn zu treffen. Hohn und spöttische Rufe wurden denen, die ihn fehlten, zu Theil; lautes Gelächter und Jubel erhob sich, wenn das arme Thier, das den anderen nicht gebundenen Hinterlauf gebrochen und blutend hinter sich drein schleppte, trotz der Sätze, die es in seiner Todesangst machte, getroffen wurde. Die ganze Herzlosigkeit des Romanen wider das hülflose, von der Kirche preisgegebene Thier tobte sich aus.

Bruder Martin stand mit wenig raschen Schritten mitten zwischen ihnen. Mit diesen Leuten konnte er freilich nicht reden von dem, was sein Herz bewegte. Er sagte nichts als:

„Wer den Herrn liebt, liebt auch seine Creatur!“ aber er sagte es mit bleicher zitternder Lippe, mit einem Tone, daß sie ihn still gewähren ließen, als er hinging, den Faden mit starker Hand zu zerreißen, das arme Thier in seine schwarze Kutte zu bergen und es auf seine Zelle zu tragen, um es zu hegen und zu sehen ob er es heilen und retten könne.

12.

Das Handwerksgeheimniß.

Es war am andern Tage in der Nachmittagstunde.

Egino hatte sich zur Siesta niedergelegt, ohne Schlummer zu finden. Er hatte lange so gelegen und schloß jetzt die Augen und legte das Haupt seufzend und müde zurück auf die Lehne seines Ruhebettes. Die Thür öffnete sich leise; es mußte sein Diener sein, und ohne die Augen zu öffnen, sagte er leise:

„Bring' mir Wasser, Götz, ich will trinken."

Er hörte Schritte, die über den Matten, welche den Boden bedeckten, sich wieder entfernten.

Nach einer Weile kehrten sie zurück und eine weiche Stimme sagte:

„Hier ist Wasser, Herr."

Er schlug die Augen auf und sah Irmgard vor sich stehen ... in ihrem Knabenanzug.

„Irmgard", rief er überrascht aus, „Du bist es?"

„Ich bin's, Herr, Ihr verlangtet zu trinken, hier ist ein Becher mit frischem Wasser."

Sie reichte ihm den Becher, den sie in der Hand trug und heftete ihr Auge dabei scharf in seine Züge.

„Ich danke Dir, Mädchen; ich dachte, es sei mein Diener, dem ich den Befehl gab. Weshalb blickst Du mich so forschend an? Und weshalb steckst Du noch immer in den Bubenkleidern?"

„Das, Herr, würdet Ihr erfahren haben, falls Ihr einmal wieder die Güte gehabt hättet, Euch nach Euren armen Landsleuten umzusehen", antwortete sie mit dem Tone stillen Vorwurfs.

„Ja, ja, ich hatte Euch wahrhaftig vergessen. Vergieb mir's!" sagte Egino mit einem Seufzer. „Da setz' Dich zu mir und sprich."

„Und was Eure zweite Frage angeht, Herr, so sah ich Euch so scharf an, weil ich in Euren Zügen zu lesen glaubte, daß es Euch hier in der

Fremde nicht viel besser gehe, als uns armen Leuten auch. Ihr seid krank, Ihr seid so bleich …“

„Bin ich? Nun ja, ich bin ein wenig krank, Du hast Recht. Ich habe mir bei einer Leiche eine kleine Ansteckung geholt, scheint es. Aber reden wir von Dir. Weshalb sagst Du, daß es Euch nicht gut gehe? Was ist geschehen?“

„Nichts weiter, als daß man meinen armen Ohm Kraps auslacht, wo er sich blicken läßt und wo er nur den Mund aufthut. Und was das Schlimmste ist, man lacht ihn auch, und dann am meisten aus, wenn er mit seinem Verlangen kommt, etwas Großes und Fürnehmes hier zu werden; wie man mich auslacht mit meinem Eifer für ihn zu reden, wenn ich dabei in der Sprache der Menschen hier spreche und darin noch hundert Verstöße mache. Ein gutes Quartier bei einer redlichen Frau, die uns Wohnung und Essen giebt, haben wir, wie Ihr wißt, durch Donna Ottavia's Güte gefunden, aber ein freundliches Gehör bei den Männern, zu denen man uns zu gehen rieth, nicht.“

„Und du gingest stets in diesem Anzug mit dem Ohm?“

„Kann ich anders?“ antwortete Irmgard erröthend. „Die Menschen, die jungen Männer und auch die älteren und die in geistlichen Trachten nicht am wenigsten, sind so unverschämt! Wenn ich als Mädchen allein über die Straße gehe, mit meinem fremden Aussehen und blonden Haar . . .“

„Armes Kind!“ sagte Egino seufzend und sich erhebend und in seinem Gemache langsam auf- und niederschreitend. „Ich fürchte, wir unschuldiges deutsches Blut sind Alle nicht zu unserem Glücke in diese römische Welt gekommen, weder Du, noch ich, noch vielleicht auch der wunderliche Mönch, der sich über die Bilder Meister Rafaels entsetzt!“

„Von welchem Mönch redet Ihr? Von demselben, von dem Ihr sagtet, daß er uns helfen könne?“

„Von demselben, dem Bruder Martin aus Wittenberg.“

„Um dessentwillen komme ich just, Herr. Ich dachte mir, wenn ich Euch unsere Noth klagte,

würdet Ihr mir die Güte erweisen, mich zu ihm zu führen, daß ich ihn bitte, mit seinem Ordensbruder im päpstlichen Palaste für uns zu reden."

Egino schüttelte den Kopf.

„Heute wird's nicht gehen, Irmgard. Der Bruder Martin ist verstört; es hat ihm etwas die ganze Seele wie umgewendet."

„Und was ist ihm geschehen, dem Bruder Martin?"

„Was ist ihm geschehen! Kann ich's Dir deutlich machen? Man sagt, wer die Wahrheit entschleiert und ihr ins Antlitz blickt, der müsse sterben. Der Mönch hat ins Antlitz der Schönheit geblickt und — ist wenigstens krank davon geworden."

„Das ist öfter geschehen, nicht blos armen Mönchen, beim Anblick einer Schönheit", antwortete mit flüchtigem Lächeln Irmgard.

„Ja, ja, doch so ist's nicht gemeint. Der Mönch hat eine andere Schönheit erblickt und dabei die Entdeckung gemacht, daß ein Treiben, Wachsen und Gestalten in die Welt gekommen, das über sein Kirchendach hinauswächst . . . denk' Dir, der Menschengeist wäre eine schöne

Palme, die man in einem Glashause aufgezogen, und, damit sie das Glashaus, durch das sie gepflegt und geschützt wird, nicht zersprenge, fleißig beschnitten, gekappt und abgestumpft habe. Nun aber wolle das Abstumpfen nicht mehr fruchten, der Trieb und Saft sei zu gewaltig, die starken Aeste drückten wider Dach und Glas, als ob sie's zersprengen wollten —"

„Dann muß man das Haus weiter und luftiger bauen", sagte Irmgard.

„Freilich, aber kann das der arme Mönch befehlen oder ausführen?"

„Und darüber ist er verstört?"

„Darüber ... und wohl auch ein wenig, daß die böse Palme, die ihm sein Haus in Scherben zu sprengen droht, so wunderbar schön ist ..."

„Ich versteh's nicht", antwortete Irmgard. „Aber was ist's denn, was Euch sagen läßt, auch Ihr wäret nicht zu Eurem Glücke hierher gekommen?"

„Bei mir ist's ein ander Ding . . . und doch am Ende dasselbe. Wie sie die lebendige Palme unter das todte Glashaus gezwungen, so

haben sie hier noch mehr Lebendiges an Todtes gekettet und das Todte zum Herrn des Lebendigen gemacht. Das ist ihre Weisheit hier in Rom: das Grab zum Herrn machen über das Lebendige, den Buchstaben über den Geist und das Todte über das, was athmet . . ."

„Ihr sprecht zu mir in lauter Räthseln, Herr", sagte Irmgard niedergeschlagen, den Kopf auf die Hand stützend. „Darin liegt ein schlechter Trost für mich. Und um einen Trost kam ich doch zu Euch."

„Wenn ich nicht in Räthseln spräche — würde es Dich trösten können? Die Sache ist einmal trostlos, glaub' mir's."

Sie schlug die Augen auf und beobachtete ihn wieder.

„Ihr seht aus, als hättet Ihr nächtelang nicht geschlafen und tagelang nicht Rast, noch Ruhe: also muß es wohl etwas Trostloses sein, das heißt für Euch. Für mich läge ein Trost darin, wenn Ihr mir's sagen wolltet, was Euch bedrückt, denn es zeigte mir, daß Ihr Vertrauen zu mir hättet."

„Und wünschest Du mein Vertrauen, Irmgard?"

„Ich meine, Ihr wäret es mir schuldig."

„Und weshalb schuldig?"

Sie sah ihn mit einem eigenthümlichen Blicke an, in welchem etwas Fragendes, fast Verwundertes lag.

„Nun ja", sagte sie dann nach einer Weile, — „mir ist es freilich so, aber Ihr habt recht, daß Ihr solche Reden anmaßend von mir findet. Von einer armen Dirne aus dem Volke. Ich weiß nicht, was in mir ist, daß mich's so offen sagen läßt! Ihr seht wenigstens, daß ich Euch vertraue, wenn ich so offen sage, was ich denke. Auch das Thörichte!"

„Ich glaube, daß Du eine ehrliche treue Seele bist, Irmgard, und darum nenn' dich nicht eine arme Dirne aus dem Volk. Wozu die falsche Demuth? Du bist reich, weil Du ein sinniges und warmes Gemüth hast. Darum auch will ich Dir gern willfahren und aufhören, in Räthseln zu sprechen. Höre mir zu: An einem Abende — es sind etwa zehn oder zwölf Tage jetzt — hat mich ein Freund mit sich genommen

in den Palast eines großen Adelsgeschlechts hier, das sich Savelli nennt, oben auf dem Aventin — Du wirst die Burg da oben neben dem großen Dominikanerkloster von Santa Sabina gesehen haben —"

„Ich war in Santa Sabina . . . also dort?"

„Dort sollte ich dem Freunde als eine Art Zeuge dienen und eine Trauung ansehen. Ich habe die Trauung angesehen. Die Braut war ein zauberhaft schönes Weib und der Bräutigam war todt!"

„Todt . . . der Bräutigam?"

„So sagte ich!"

„So wurde aus der Trauung nichts?"

„Doch, doch! Man traute die Lebendige dem Todten an!"

„Das ist unglaublich, was Ihr da sagt!"

„Und doch ist es so; in Rom am Ende auch so unglaublich nicht. Man traut auch den lebendigen Geist der Menschheit mit einer todten Satzung; da ist der Bräutigam lebendig und die Braut todt . . . Du schaust mich an, Irmgard, glaubst Du, ich sei irre geworden?"

Egino lachte bitter auf.

„Beinahe muß ich's, Herr!“

„Vielleicht hättest Du auch so unrecht nicht. Ich bin irre geworden; meine Seele ist mir geraubt, seit dem Augenblicke, meine Gedanken sind nicht mehr mein, mein ganzes Denken und Trachten ist nur noch auf ein Einziges, nur noch Eines in all' dieser Welt gerichtet . . . ich möchte dieses lebendige Wesen von ihrem Todten befreien . . . o mein Gott, laß mich nicht untergehen in dem Wahnsinn, der mir durch das Hirn flammt, wenn ich denke, daß ich muß, muß und dennoch nicht kann . . . laß mich nicht zerbrechen unter dieser Eisenwucht, mit der das Entsetzliche, die Ohnmacht auf mir liegt!“

Egino rief dies mit einem solchen Tone von Verzweiflung aus, daß Irmgard erschrocken auffuhr.

Schweigend folgte sie mit ihren Blicken seiner langsam auf- und abwandelnden Gestalt.

„Ihr habt wohl recht“, sagte Irmgard nach einer langen Pause, „daß wir hierhergekommen, um innerlich verstört zu werden. Aber vielleicht“, fuhr sie nach einer Weile mit einem Seufzer fort, „muß das Menschengemüth durch die Ver-

störung hindurch, um zu seiner Ruhe zu gelangen. Laßt Euren Bruder Martin sehen, wie er mit seinem Palmenbaum fertig wird, der ihm freilich zu schaffen machen wird; für uns aber scheint es doch nicht unmöglich, aus der Verstörung herauszukommen. Entführt Euch Eure schöne Braut, da Ihr ein lebendiger Mann seid; ich entführe dann am besten meinen unglücklichen Ohm der Narrheit, die ihn hierherführte, auch, und so ziehen wir über die Berge heim, um Manches, ja, um sehr viel klüger."

„Du redest, wie Du's verstehst."

„Zeigt mir, daß ich's nicht verstehe."

„Wenn die Savelli etwas so Verbrecherisches, Ungeheuerliches thun, wie sie thaten, als sie jenes Weib an einen todten Menschen trauten, so müssen sie zwingende Gründe haben, so zu handeln. Es muß ihnen viel, sehr viel daran gelegen sein, daß dies Weib den Namen Savelli führt. Zum mindesten wollen sie, daß sie, was sie besitzt, in das Haus trägt. Man wird ihr ganz sicherlich unmöglich zu machen wissen, je einen andern Namen zu führen."

Irmgard nickte mit dem Kopfe.

„Aber wenn sich ein Retter aus der Gewalt der Savelli für sie findet“, sagte sie nachdenklich, „ein Mann muthig genug . . .“

„Muthig genug“, fiel ihr Egino ins Wort, „was nützt hier der Muth? Ich weiß, daß ich ihnen gegenüber vollkommen ohnmächtig bin.“

„Kennt Ihr Niemanden, der Euch als einen harmlosen Fremden in ihr Haus, in den Kreis der Familie einführte?“

„Dann müßt ich vor ihnen heucheln! Und darf ich daran denken, seit mich Signor Callisto, der Advocat des Hauses, als einen ihn begleitenden jungen Rechtsgelehrten in den Palast der Savelli eingeführt hat?“

„Und könnt Ihr nicht wieder so erscheinen, als ein junger Rechtsgelehrter?“

„Unmöglich . . . schon deshalb unmöglich, weil, wenn ich es könnte, ich ihr, Corradina gegenüber nicht in einer erlogenen Maske auftreten wollte . . . nichts würde mich dazu bewegen!“

„So habt Ihr schlechte Aussichten; mit offener Gewalt werdet Ihr's nicht durchführen können.“

„Sicherlich nicht.“

Irmgard stützte ihre Stirn auf die Hand.

Sie biß fest ihre Lippen aufeinander; das stumme Spiel ihrer Mienen bewies ein innerliches Kämpfen, irgend ein schweres Durchdenken.

Dann langsam das Gesicht erhebend, sagte sie mit einer erzwungenen Scherzhaftigkeit:

„Für den armen Heinrich fand sich eine Maid, die ihm ihr Blut gab, ihn zu retten ... Euch, Graf Egino, soll man nicht nachsagen, daß sich nicht eine Maid gefunden, die ihm ihre innersten Gedanken hergegeben, um ihn zu retten, denn der Rettung scheint Ihr mir mehr zu bedürfen, als Eure ... Corradina."

„Und was sind Deine innersten Gedanken, Maid Irmgard, die Du mir geben willst?"

„Zuerst, wenn Ihr's nicht übel deuten wollt, daß ich Euch sehr hilflos und muthlos finde. Und daß man Euch also mit guten Anschlägen schon zu Hilfe kommen muß. Und daß Eure Leidenschaft für jenes Weib eine sehr kühle ist, wenn sie eine kleine Lüge, ein klein wenig Maskenspiel, das nöthig wäre, um zum Ziele zu kommen, als ein nicht zu überspringendes Hinderniß zwischen sich und ihrem Gegenstand betrachtet."

„Eine Lüge?"

„Nun ja . . . ist die Corradina Euch nicht werth, daß Ihr Euren Stolz ihretwegen so weit demüthigt, zu lügen? Ist's doch so oft ein Muß wie ein andres auch! Könnt Ihr es überhaupt?"

„Nun, bei Gott, um der Corradina willen könnt' ich es versuchen. Ob es mir gelingen wird, weiß ich nicht."

„So versucht es; denn ohne Lüge werdet Ihr nicht Euch Zutritt zu ihr verschaffen . . ."

„Und mit einer Lüge würde es gelingen? Und Du, Irmgard, wüßtest anzugeben, wie?"

„Ich weiß dazu zu helfen . . . ja", sagte sie, „wenn Ihr versprecht, mir dafür zu danken und uns um deswillen nicht zu verachten, was ich Euch vorher gestehen muß."

„Verachten . . . ich Euch verachten? Und wie sollt' ich denn . . ."

„Hört mir zu. Mein Ohm Kraps, wißt Ihr, ist ein Glockengießer seines Zeichens."

„Ich weiß, ich weiß."

„Und Ihr wißt auch, daß, wenn in einer Stadt daheim das Metall zu einem Glockenguß im Schmelzofen ist, die alten Mütterchen und

die frommen Leute kommen und allerlei Silbergeschirr bringen, damit es, zum Erz gethan, einen besseren Klang gebe; sie glauben, das sei ein Gott besonders wohlgefälliges Opfer."

„Auch das weiß ich."

„Aber nicht, daß es Aberglauben ist! Das Silber thut nichts zum reinen Klang. Es verdirbt ihn nur. Siebenundsiebzig Theile Kupfer, einundzwanzig Theile Zinn und zwei Theile Wismuth, das giebt den richtigen Klang. Aber was wollt Ihr, die Leute lassen sich's nicht nehmen, daß es ohne ihr Silber nicht gehe und daß ohne solche Opfer die Glocken niemals würden den rechten Dienst thun und die Gewitter wegläuten können und was sie sonst Alles thun sollen. Und so, Herr, ist's denn eines von den Handwerksgeheimnissen ... jedes Handwerk, wißt Ihr, hat seine Geheimnisse und ererbten Griffe, die andere Leute, die nicht dazu gehören, nicht zu kennen nöthig haben; eines von den Handwerksgeheimnissen der Glockengießer also ist es, daß sie das Silber, welches man ihnen bringt, nicht dazu verwenden, den Ton ihrer Glocken damit zu verderben. Sie nehmen das Silber

und schleudern es durch den Rauchfang ihres Schmelzofens anscheinend in die Metallmasse hinein — vor der Leute Augen; in der That aber geben sie ihm im Werfen eine Wendung, daß es seitwärts schräg in das Aschenloch unter der Feuersgluth fällt."

„Ah, ich verstehe", rief Egino aus; „also darum ist Ohm Kraps so reich?"

Irmgard beobachtete mit einem ein wenig scheuen Aufblick den Ausdruck seiner Züge.

„Ihr müßt darum nicht schlecht von ihm ... von uns denken, Herr... es ist eben..."

„Handwerksgeheimniß!" unterbrach sie lächelnd Egino. „Beruhige Dich, Irmgard; ich finde, daß Ohm Kraps sehr weise gehandelt hat, den alten Weibern von Ulm nicht offen etwas einzugestehen, was sie bei jedem Gewitter einer großen Angst ausgesetzt hätte, und nun fahre fort."

„So", sagte Irmgard, „haben wir allerlei Silbergeräthe bekommen, darunter denn Manches war, was dem Ohm Kraps zum Einschmelzen zu gut schien; er ist ein Mann wie ein Kind, wißt Ihr, und wenn er irgend ein Stück erhielt, das ihm gefiel, so war's ihm wie ein Spielzeug, das

er sich nicht entschließen konnte, aus den Händen zu geben."

Egino nickte mit dem Kopfe, sah aber Irmgard dabei höchst fragend und gespannt, wo sie mit diesem Allen eigentlich hinauswolle, an.

„Ihr verwundert Euch, was ich mit meinem Silberzeuge will", schaltete sie lächelnd ein, „hört nur weiter. Unter den Sachen nun, die dem Ohm gefielen, so daß er sie uneingeschmolzen ließ und mit einigen ciselirten Schalen und Figuren von Heiligen und getriebenen Arbeiten hieher mitgebracht hat, ist ein kleiner Altaraufsatz mit zwei Flügeln zum Zusammenklappen gemacht; auf dem Mittelstück, nicht größer als eine Mannsfaust, ist in schöner Arbeit, kunstreich getrieben, der heilige Dominicus zu sehen, wie er vor der Mutter Gottes mit dem Kinde kniet und diese ihm das weiße Ordenskleid mit schwarzem Scapulier und dem daran hängenden Käppchen zeigt, in welchem die Dominicaner gehen. Auf den Flügeln des Altärchens ist auf dem einen der Traum der Mutter des Heiligen, von dem kleinen Hunde mit der Fackel, welche die Welt erleuchtet, in der Schnauze, und auf dem andern der Heilige,

wie er den todten, unter einem verschütteten Hause erschlagenen Baumeister wieder lebendig macht, dargestellt.“

„Und diese Silberarbeit?“

„Diese Silberarbeit sollt Ihr gehen, am Altare des heiligen Dominicus in seinem Kloster Santa Sabina zu opfern, um Euch dafür die Mönche von Santa Sabina zu Euren besten Freunden zu machen.“

„Ah... und dann?“

„Und wenn Ihr alsdann dem Prior von Santa Sabina die Bitte vortragt, für drei oder vier Wochen in sein Kloster aufgenommen zu werden, um darin Exercitien zu machen, so könnt Ihr sicher sein, keine abschlägige Antwort zu bekommen.“

„Ich... Graf Egino von Ortenburg... soll Exercitien bei diesen Hunden des Herrn machen?“ fiel Egino gepreßt auflachend ein.

„Weshalb nicht... wenn Ihr's nicht im Glauben, daß es zu Eurem Seelenheil gereiche, thun wollt, so thut's im Glauben, daß Ihr im Laufe von vier Wochen gewiß eine Gelegenheit findet, das Weib zu sehen und zu sprechen, das Euch

bezaubert hat und das mit diesen „Hunden des Herrn" ja beinahe unter einem Dache wohnt, vielleicht täglich in denselben Gärten sich ergeht wie sie."

„In der That, Irmgard, Dein Gedanke ist vortrefflich... er ist gut, sehr gut... und sei's drum", rief Egino erregt aus, „ich will thun, wie Du sagst... ich will, wenn's nöthig, mich zum Mönch machen unter diesen schwarzweißen Menschenverbrennern, ich will ihre Homilien über mich ergehen lassen, ohne mit einer Miene zu verrathen, was ich von all diesem Mönchthum denke... Gieb mir Deine kunstreiche Tafel, ich will sie dem Ohm Kraps zahlen, als ob sie an Gold wiege, was sie an Silber wiegt."

„Weshalb?" fragte Irmgard, die seine Erregung mit einem Blicke beobachtete, aus welchem etwas wie Kummer oder Niedergeschlagenheit sprach. „Weshalb?" fragte sie kühl.

„Weil Dein Rath unbezahlbar ist."

„So betrachtet ihn so und gebt auf, ihn mir bezahlen zu wollen."

„Dir nicht, Deinem Ohm."

Irmgard antwortete nicht.

„Kann es nicht gleich heute sein?“ rief Egino. aus.

„Wenn Ihr Euch so nach dem Klosterleben sehnt“, versetzte sie schmerzlich lächelnd, „weshalb nicht? Ich gehe, Euch das Kleinod zu holen“, sagte sie dann, sich erhebend.

„Geh', geh'... hol' es. Wenn wir die Zeit benutzen, kann ich diese Nacht schon in einer Zelle in Santa Sabina schlafen. Während Du gehst, will ich meinem Götz seine Weisungen geben.“

Irmgard reichte ihm flüchtig die Hand; er wollte ihr mit einem warmen Drucke sagen, wie sehr sie ihn verpflichtet habe, aber sie entzog sie ihm hastig wieder; sie vermied, seinen von Freude und Hoffnung leuchtenden Augen zu begegnen und war im nächsten Augenblick aus dem Gemache verschwunden.

Als sie draußen in der Straße war, ging sie langsam, die Blicke an den Boden heftend; vor der Kirche von San Silvestro am Ende der Straße, wo Egino wohnte, blieb sie einen Augenblick stehen, dann wendete sie sich dem Portal derselben zu, hob den schweren Ledervorhang, der

den Eingang bedeckte, empor und trat in den dunklen kleinen Vorraum ein, der durch ein hohes Gitter von dem Schiffe der Kirche abgetrennt war. Wollte sie da beten, in dem kühlen dämmerigen Raum? Es schien nicht; sie setzte sich auf eine dunkle Holzbank, die an der Mauer angebracht war, faltete schlaff und wie ermüdet die Hände im Schoße und starrte so in die Kirche hinein, aber wie in eine leere Ferne.

Das Rundbogenfenster über dem Altare ihr gegenüber war mit einem grünen Stoffe verhangen. Es mußte der Widerschein dieser Farbe sein, der Irmgards Züge so erschreckend bleich machte.

13.

Wie die Seelenpflanze wächst.

Vor wenig Wochen noch, noch an dem Tage, an welchem er Donna Ottavia in schwärmerischer Sprache die Eindrücke schilderte, welche Rom ihm machte, hätte Egino den Gedanken von sich gestoßen, auf den er jetzt so rasch, so begierig einging.

Unter einem falschen Vorwande sich in ein Haus einzuführen, zu lügen, ein religiöses Bedürfniß zu heucheln, das er nicht empfand; er hätte es unmöglich gefunden!

Aber seine Seele hatte in kurzer Frist einen ganzen Kreislauf der Entwicklung durchgemacht. Die Pflanze seiner Seele war in diesem Rom wie in ein treibendes Warmhaus gesetzt worden; sie hatte die Riesenschüsse einer Banane, einer wilden Rebe gethan in der erhitzenden auf-

regenden Atmosphäre, worin er jetzt seit Monden gelebt.

Das Herz des Menschen ist mit all seinem Gemüths- und seinem Gedankenleben eine Pflanze, die eines Bodens bedarf, an dem sie haftet, mit dem sie ihre Wurzeln verflicht, in dem sie einzuwachsen strebt. Es ist ein innerlich abhängiges Wesen. Der Mensch ist gebunden an Etwas, während das Thier frei ist. Der Löwe schweift durch seine Wüste, der Adler umkreist seinen Felsen, und der Fuchs durchsucht den Forst; wenn die Bedingungen, von denen ihr Leben abhängt, erfüllt sind, so leben sie in Genüge. Es ist etwas Absolutes um das Thier; es ist seiner selbst willen da, in ihm ist der Frieden und die Ruhe des Sichselbstgenügens, es hat etwas von dem in sich, was die höchste menschliche Weisheit nicht erreicht und was die Tiefe des Erkennens, welche die indische Weltanschauung auszeichnet, als die Nirwana das Höchstzuerstrebende nennt. Dies Gefühl des gesättigten Seins, das uns höchstens in einigen Momenten, wie in Lichtblicken, die in unser unruhiges Dasein blitzen und die wir Augenblicke der Daseinsfreude nennen,

zu Theil wird, bleibt als dauernder Zustand dem Pflanzenwesen unserer Natur fremd. Diese hat immer einen Boden für ihre Wurzeln, einen Anhalt für ihre Kletterranken zu suchen. So lange sie jung ist, wirft sie sich den äußeren Erscheinungen entgegen; wie die Blume ihr Haupt nach der Sonne, wendet sie sich nach dem Glanze des Lebens, nach Allem, was hoheitvoll und sieghaft scheint. Sie schwelgt in der Fülle großer und blendender Erscheinungen. Sie geht in der Geschichte der Vergangenheit, der Gegenwart auf; die Pflanze legt ihre sehnsüchtigen Ranken um glänzende aber — oft hohle Bilder.

Die Erfahrungen kommen, die Schule des Lebens giebt eindringlichen Unterricht über den Werth und den Kern der äußeren Erscheinungen, über die Kleinheit und Armuth menschlicher Größe. Der Mensch wendet sich von den Dingen zu der Idee der Dinge; scharfblickender geworden sucht er sein Leben zu knüpfen an das Leben der Gedanken, an die geistige Welt; er reckt sich an den großen Grundpfeilern philosophischer Wahrheiten empor; im Verkehr mit dem Abstracten und dem Streben nach höheren Stand-

punkten, klettert er an einem neuen Spalier, das er umrankt, hinauf, um von dessen Höhe Ausblicke in das Unendliche zu gewinnen.

Aber auch das nur eine Weile; auf dies Streben folgt die Resignation — die spähenden Blicke, welche in das Unendliche schweifen wollten, kehren entmuthigt und ermattet zurück; sie wenden sich ab von nebelhaften und verschwimmenden Bildungen, dem einzigen, was ihnen zu erspähen gelang; aber da die Seele nun einmal nicht sein kann, ohne sich an etwas außer ihr zu klammern, so sucht sie ein Neues mit dem Gemüth; auf die geistige Entwickelung des Menschengebildes folgt die gemüthliche; es wirft alle seine Triebe nach dieser Seite hin und am Ende seiner Wachsthumsperiode schlägt es in stillen, milden und bescheidenen Blüthen des Herzens aus, die nicht aufbrechen können ohne ein Anderes, ein Fremdes, das sie bedingt, für das sie da sind, durch das sie leben.

In Egino hatte sich ein ähnlicher Kreislauf innerhalb weniger Zeit vollzogen. Es waren in kurzer Zeit die verschiedensten Stimmungen in ihm mächtig geworden; es war, als ob er jene

Entwickelungen, die sonst ein Menschenleben ausfüllen, innerhalb Wochen durchlaufe.

Die blendende Größe der Erscheinungen Roms hatte ihn anfangs tief ergriffen, wie aus den Angeln gehoben und wie schwindlich gemacht. Noch an jenem Morgen in der „parva domus“ hatte sich diese Stimmung voll ausgeklungen. Aber neben dem, was ihn begeistert und ganz erfüllt, stand zu dicht, was ihn abstieß, empörte und entrüstete. Und nach seinem Erlebniß im Hause der Savelli war die Begeisterung zusammengesunken, zu Asche geworden. Es hatte einen Umschwung in seinem ganzen Wesen hervorgebracht. In den Stunden seines einsamen Umherirrens hatte er oft Anwandelungen tiefer Muthlosigkeit nachgegeben, oft mit gränzenloser Bitterkeit auf die Welt um ihn her, die ihn vor Kurzem noch so entzückte, geschaut. Dagegen galt es dann wieder zu ringen. Sich aufzuraffen aus dem Schmerze, sich zu retten durch ruhiges klares Besinnen und gefaßtes Rechnen mit den Thatsachen. Er war dann stark genug gewesen, diese Fassung zu finden. Aber es hatte für ihn kein Trost gelegen in dem, was das Rechnen ihn

finden ließ. Er war zu jung, um sich wie Callisto mit dem verzichtungsvollen nil admirari zu trösten; er brütete über das Wie und Wozu einer Geschichte, deren Trümmer um ihn herumlagen, um einst mit den Schichten neuer Trümmer und Ruinen überschüttet zu werden. Was blieb unter dem Allen, was war der ewige Kern und Gehalt dieser Erscheinungen; wozu schufen die Jahrhunderte an ungeheueren Bildungen, die dann wieder zusammenbrachen und versumpften, an Religionen, Staaten und Weltreichen, wie dies römische? So fragte er sich, so war er dazu gekommen, der großen Weltlehre nachzusinnen, die wie eine graue heidnische Schicksalsgöttin auf der alten Roma saß, oder wie eine düstere christliche Sibylle ihre Hand über die neue Roma ausstreckte und ihr in dunklen Sprüchen das Heranrollen vernichtender Wogen der Zukunft kündete. Diese Vertiefung in den geistigen und moralischen Inhalt der Welt, die ihn umgab, in die Philosophie der Thatsache: Rom war etwas, das mit unendlicher Trauer, Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit erfüllte. Es war ein nihilistischer Kern in jener großen Welt-

lehre, der Egino's jugendliche Seele zerdrückte; er wagte jener Schicksalsgöttin nicht ins Auge zu schauen, wie im Gefühl, daß der Blitz ihres Auges ihm das Blut in den Adern erstarren machen könne. Der Gedanke des Nichts ist wie ein Tropfen Blausäure; er betäubt, er hemmt in einem jugendlichen Herzen sofort jeden wärmeren Lebensschlag; und in dieser Stimmung, dieser Erregung, dieser Gährung hatte sich Egino's ganzes Wesen nur um so vollständiger dem neuen Strome, dem Strome der Leidenschaft hingegeben, in den es sich um so rücksichtsloser stürzte, als damit eine Art Flucht aus einem peinigenden und unseligen Zustande verbunden war. Aus der Angst vor einer Lehre, einer Wahrheit, die er vor sich aufsteigen sah und nicht sehen wollte. Einer Lehre, die Gift für die Jugend und nicht immer ein Heiltrank für das Alter ist.

Egino floh vor seinen Gedanken in sein Gemüth, indem er Corradina liebte. Er floh aus einer kalten stürmischen Nacht in einen warmen Lichtkreis — war auch für ihn keine Hoffnung da, in diesen warmen Lichtkreis einzudringen und darin sich bergen zu können, seine

Seele strömte doch mit allen ihren Regungen in ihn hinüber, sein ganzes Herz flog doch demselben zu; sein Auge haftete doch nur an ihm, wie an sein einziges Heil auf Erden; — und in dem rücksichtslosen Drang zu ihr war all sein Tugendhochmuth untergegangen. Und als Irmgards Rath ihm eine Hoffnung erweckte, da fühlte er: in seinem Gefühle lag sein Recht. Im Kampfe für dies Recht, das jede Waffe weihte, zu der er greifen konnte, dachte er nicht daran, eine Rüstung zu verschmähen, die ihm diente, und war diese Rüstung auch eine Verkleidung, eine Maske, eine Lüge. Die Liebe nimmt nur von sich selber Gesetze an.

14.

Im Kloster.

She walks in beauty like the night.
Lord Byron.

Ein paar Stunden später wandelte Egino mit Irmgard auf dem stillen Platze vor der Kirche Santa Sabina auf und ab. Er hatte seinen Diener in das Innere des Klosters gesendet, um dem Prior seinen Wunsch kund zu thun, und harrte jetzt auf die Rückkehr des treuen Götz.

Irmgard trug das Silbergeräth, von dem sie geredet, in ein weißes Tuch geschlagen auf ihrem Arm.

„Wirst Du mich besuchen im Kloster, Irmgard?“ fragte Egino.

„Es würde Euch schwerlich erlaubt werden, solche Besuche anzunehmen“, antwortete sie.

„Würde man Dich erkennen in Deiner Tracht?“

„Und wenn auch nicht, so ... “

„Ich möchte nicht wochenlang sein, ohne von Dir zu erfahren — von Dir und Deinem wackern Ohm; laß mich Dich ins Kloster als meinen vertrauten Diener zum Tragen Deines Silbergeräths da jetzt mitnehmen — so erhältst Du wohl Erlaubniß, das eine oder andere Mal zu kommen, um nach mir zu sehen. Willst Du?“

„Wozu sollt's dienen, Herr? Ihr habt Euren getreuen Diener, den Ihr werdet bei Euch halten dürfen.“

„Was ist mir der Diener? Kann ich reden mit ihm wie mit Dir? — Und wenn ich in Fährlichkeiten geriethe oder in Hülflosigkeit, wo ich eines Raths bedürfte . . . hab' ich doch gesehen, wie rasch Dein anschlägiger Kopf einen Rath findet!“

„Wohl denn, — wenn Euch wirklich daran liegt, so will ich jetzt mit Euch gehen, und mich im Kloster zeigen, damit sie mich später zu Euch lassen.“

„Thu' das, thu' es, Irmgard; es ist mir ja beinahe, als hätte ich eine Schwester an Dir gefunden.“

„An mir, dem armen Glockengießerkind, Ihr, der fürstliche Herr?“

„Ich denke nicht, daß meine Fürstlichkeit viel daran ändert“, sagte Egino; „meines Bruders arme Grundholden daheim mag sie blenden — was ist sie hier? Hier in Rom! Darum wird es Dich auch nicht just stolz machen, wenn ich's Dir sage, Du armes Glockengießerkind, wie Du Dich nennst... wenn ich Dir sage: Ich fühl's so. Es ist mir, als gehörtest Du zu meinem Leben, als seist Du keine Fremde, sondern es liege wie in unserem Schicksale, daß unsere Lebenswege sich kreuzen sollten, und wir dann hilfreich für einander hier in der fremden Welt nebeneinander hergehen sollten.“

„Und doch habt Ihr lange Zeit vergehen lassen, Herr“, sagte Irmgard kühl, „ohne daß Euch dieses Gefühl dahin führte, zu sehen, was aus uns geworden, und erst heute, wo ich Eurer — Leidenschaft diene, kommt es Euch zum Bewußtsein!“

„Du hast Recht, Irmgard. Aber was willst Du“, versetzte Egino unbefangen, „ist das nicht das Gewöhnliche, daß uns Vieles, welches in

uns liegt, erst bewußt wird, wenn ein Ereigniß, ein äußerer Anstoß kommt und es hervorlockt?"

Egino's Diener trat in diesem Augenblicke aus dem Klosterportal hervor; ein Mönch in weißem Habit war bei ihm. Er hatte Auftrag, Egino zum Prior zu führen.

Egino und Irmgard folgten dem Mönch ins Innere des Klosters. Götz trat ihnen nach, ein Felleisen mit den Sachen seines Herrn unter dem Arm.

Ein breiter dunkler Gang nahm sie auf; als sie weiter hineinschritten, lichtete er sich, er öffnete sich zur linken Seite mit leichten zierlichen Bogen auf einen schönen, wenn auch kleinen Klosterhof, um den ein gewölbter Kreuzgang lief; ein Springbrunnen plätscherte darin; der Wasserstrahl schien sich anzustrengen, so hoch aufzuspringen, daß er in den Bereich des über die Dächer hereinfallenden Sonnenlichtes gelangte, welches in seinem oberen Theile funkelte und blitzte; einige Oleander und Orangenbäume standen unbewegt daneben; es herrschte eine wundersame Ruhe und Stille in dem kleinen Hofe.

Am Ende des Ganges war eine Thüröffnung durch einen Vorhang geschlossen, den der Mönch aufhob, um Egino und seinen Begleiter eintreten zu lassen. An einem langen Tische im Hintergrunde des hohen und gewölbten Raumes, in den sie kamen, saßen drei Mönche, ebenfalls in weißen Habiten; die schwarzen Skapulire, die zur Vervollständigung ihres Habits gehörten, hatten sie um des warmen Tages willen abgeworfen; man hätte sie so nach der Tracht kaum vom Bruder Martin unterscheiden können, nur daß dieser sein Costume durch einen Ledergürtel befestigte, der eine Erinnerung an den Ursprung seines Ordens aus armen Anachoreten war.

Zwischen den Mönchen lagen Bücher und Schriften, auf einen Haufen zusammengeschoben; die Fratres schienen heiter und von ganz anderen Dingen, als was in ihren Büchern stand, geplaudert zu haben. Jetzt erhob sich Einer, ein stattlicher Mann, mit einem runden, wohlwollenden Gesichte, um dessen geschorenen Schädel ein Kranz von blondgrauen Haaren lag, und trat Egino langsam entgegen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte er. „Ihr

seid ein deutscher Graf und begehrt, dem heiligen Dominicus um Eurer Seele Heil willen ein Opfer darbringen zu dürfen?"

„So ist's, ehrwürdiger Vater, und dabei ist ferner mein Begehr, für einige Wochen in Euer Kloster aufgenommen zu werden und darin geistliche Uebungen machen zu dürfen."

„Wohl, wohl, das sind löbliche Vorsätze, die Euch zu uns führen. Hoffen wir, daß Eure Uebungen dem lieben Gott so wohlgefällig sein werden, wie Euer Opfer dem heiligen Dominicus... worin besteht es?"

Egino winkte Irmgard; diese schlug das Tuch von ihrer leichten Last zurück, legte sie auf den Tisch und öffnete die beiden Klappen, welche das Mittelstück des Altärchens bedeckten.

„Ecco, ecco, è cosa bellissima, cosa rara!" rief der Blondgraue, der Prior aus, während die anderen Mönche sich herbeidrängten, das alte Kunstwerk zu betrachten.

„San Domenico e la Madonna! è fatto molto bene!" sagte der Eine, während der Andere das Ganze aufnahm und es in der Hand wiegend ausrief:

„Vale almeno scudi cinquanta!“

Sie schienen eine Freude über Egino's Geschenk zu haben, wie Kinder über ein Spielzeug. Der Prior begann die Figuren zu deuten und als es geschehen, befahl er dem Bruder, der Egino eingeführt, es dem Vater Generalvicar des Ordens zu bringen, damit er es sehe.

Egino fühlte bei dem Allen die Beklemmung schwinden, mit der er sein Begehren vorgebracht; er sah ja, wie empfänglich die guten Söhne des heiligen Dominicus sich für solche Art, die Verbindung mit ihnen einzuleiten, erwiesen, und so brachte er desto unbefangener seine Bitte vor, im Kloster so einquartirt zu werden, daß er sich zu jeder Tageszeit im Garten ergehen könne und seinen Diener Götz bei sich zu behalten.

„Euren Diener bedürft Ihr nicht“, versetzte der Prior, „denn Ihr werdet einen unserer Brüder zur Bedienung haben; was aber Euren Wunsch angeht, zu jeder Stunde Euch in unserem Garten aufhalten zu dürfen, so steht ihm nichts im Wege, unser Garten steht allen Bewohnern unseres Klosters offen, und wenn Ihr ein so großer Freund vom Lustwandeln in frischer

Luft seid, so mag Pater Eustachius, der Exercitienmeister — wo ist Pater Eustachius? man soll ihn rufen — Euch eine Zelle anweisen, die auf den Garten geht und aus deren Fenstern Ihr noch dazu weit über San Michaele fort auf den Janicolo blicken könnt."

„Und darf, während ich hier bin, von Zeit zu Zeit dieser mein vertrauter Diener" — Egino deutete auf Irmgard — „zu mir kommen, um mir Nachricht zu bringen, wenn Briefe aus der Heimath oder Botschaften für mich einlaufen..."

„Während Ihr Euch in den Mauern dieses Klosters befindet, müßt Ihr die Welt und was in ihr sich zuträgt, vergessen", warf der Prior ein; „wozu sollen Euch die geistlichen Uebungen dienen, wenn nicht, um die Welt in Euch zu überwinden?"

„Ihr habt recht, ehrwürdiger Vater; aber ich bin hier in Rom, um wichtiger Geschäfte meines Hauses willen, die ich bei der Rota und bei einflußreichen Männern zu verfolgen habe, und da es nöthig werden könnte, daß ich Mittheilungen empfinge oder erwidern müßte."

„So, so... nun, dann mag es darum sein;

der Pförtner soll Euren Pagen da zu Euch einlassen, wenn er sich einstellt; Euer Felleisen mag der Diener dort auf den Boden legen, man wird es in Eure Zelle schaffen... und da ist der Pater Exercitienmeister, in dessen Obhut ich Euch stelle, so lang Ihr hier unter uns armen Söhnen des Heiligen weilt, um Eure Sünden zu büßen und das Gewand Eurer Seele vom irdischen Staube zu reinigen durch Reue, Gebet, Betrachtung und die heiligen Sacramente."

Der Exercitienmeister, der jetzt herantrat, war ein magerer Mann mit gelbem Gesicht, tiefliegenden kohlschwarzen Augen und einem ebenso schwarzen Haarkranz; er machte mit seinen tiefgeschnittenen Zügen, seinem hohen, spitz zulaufenden Schädel, seinen niedergeschlagenen und von Zeit zu Zeit rasch und stechend aufleuchtenden Blicken auf Egino einen unangenehmen Eindruck; der rosig blühende, offenbar aus irgend einem nordischen Lande stammende Prior wäre ihm für die Art Seelenwäsche, die er vornehmen zu wollen vorgab, als Bademeister weit lieber gewesen, denn dieser ausgedörrte Südländer; aber er hütete sich, diesen Wunsch auszusprechen

und verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem sich ihm still und gemessenen Schrittes nähernden Mann, den er um eine Kopfeslänge mindestens überragte.

Der Exercitienmeister musterte die fremde Gesellschaft, wobei sein Blick am längsten und schärfsten auf Irmgard haften blieb, und blickte dann stumm und wie fragend den Prior an.

„Unser deutscher Gast ist ein Freund von frischer Luft“, sagte dieser; „laßt ihm die Zelle am Garten, die früher der Marchese del Monte bewohnte, geben. Ihr“, wendete er sich alsdann an Egino's Diener, „legt Eures Herrn Gepäck endlich ab, man wird es ihm schon in die Zelle schaffen.“

„Also auf Wiedersehen!“ sagte Egino, indem er Irmgard die Hand reichte und seinen Diener mit einem Kopfnicken entließ. Dann wendete er sich dem Exercitienmeister zu, der jedoch unbeweglich stand und mit seinen scharfen Blicken Egino's sich entfernende Begleiter verfolgte.

„Kommt!“ sagte der Pater Eustachius endlich, nachdem der Vorhang der Thür hinter den Letzteren zugefallen war.

Mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!“

entließ jetzt seinen Gast der Prior, und Egino folgte dem Pater Eustachius, der ihn durch dieselbe Thür wieder in den Corridor führte.

Im Kreuzgang angekommen, wendete Pater Eustachius sich rechts; bald darauf blieb er vor einer verschlossenen Thür stehen und murmelte leise die Worte:

„Wartet hier.“

Er schritt langsam wandelnd von Egino fort, den Kreuzgang hinab und kam ebenso wieder zurück, wie um die Zeit des Wartens durch Auf- und Abgehen zu vertreiben.

„Ein Mann von übermäßigem Rededrang scheint Pater Eustachius nicht zu sein“, dachte Egino, „und das ist immerhin ein Glück; er wird mir wohl die Ruhe lassen, an Anderes zu denken, als seine Heiligen und ihre Kasteiungen.“

Ein Laienbruder kam mit Schlüsseln. Die Zelle wurde geöffnet und Egino sah sich in einen für eine Klosterzelle ziemlich weiten Raum eingeführt, der anständig genug eingerichtet war, um nichts Anderes zu wünschen übrig zu lassen als ein wenig mehr Ordnung und Reinlichkeit.

Der Pater Eustachius war verschwunden in

dem Augenblicke, wo Egino seine Zelle betreten. Der Letztere sah sich mit dem dienenden Bruder plötzlich allein.

„Wo ist der Exercitienmeister?“ fragte er ein wenig verwundert. „Der Mann scheint mit seiner Person eben so karg zu sein, wie mit seinen Worten.“

„Er wird schon zurückkehren, Herr“, versetzte der Laienbruder, „sobald Ihr Euch erst ein wenig eingerichtet habt... welche Befehle habt Ihr für mich?“

„Daß Ihr meine Sachen herholen wollt, die mein Diener trug, und dann mehr Ordnung in diesen Raum bringt.“

Der Bruder ging.

Egino trat an das Fenster der Zelle und öffnete es; die Aussicht, die sich ihm bot, war von entzückender Schönheit. Ueber den unter ihm liegenden Garten, den links die hohen Structuren der Kirche von Santa Sabina überragten, und über die den Garten umgebende Mauer fort, sah er ein gutes Stück der Ewigen Stadt vor sich, und drüben den Janiculus bis über den Vatican hinaus. Weiter rechts die Engelsburg, das Ca-

pitol aber wurde ihm durch die Thürme der Savellischen Burg verdeckt. Von dem Bereiche derselben war der Klostergarten durch eine Mauer abgeschlossen, an der diesseits eine Reihe alter Cypressen entlang stand; auf ihrem schwarzdunklen Grün lag mit wunderbarem Goldschein eben der Glanz der dem Niedergang zueilenden Sonne.

Der Laienbruder kam zurück; er brachte das Felleisen, das Egino's Sachen enthielt.

Dann begann er aufzuräumen.

„Sanct Dominicus", sagte Egino, sich vom Fenster ab- und dem Bruder zuwendend, „wohnt hier sehr dicht neben der Burg der Savelli. Halten der Heilige und die Burgherren gute Nachbarschaft?"

„Wie sollten sie nicht", versetzte der Mönch aufschauend. „San Domenico ist ein großer Heiliger für Alles, was zu ihrem Hause gehört. Ihr müßt wissen, daß vor mehr als dreihundert Jahren Papst Honorius III., der ein Savelli war und hier neben uns in der Burg wohnte dem Heiligen dies Kloster in seinen eigenen Baulichkeiten einräumte, und darum seht Ihr die Thürme und Mauern so dicht umher stehen;

sie schützen San Domenico's arme Söhne, es ist noch Alles, wie ein einziges Bauwerk; die Savelli haben ihren Weg durch unser Kloster, wenn sie in die Kirche gehen wollen."

„In die Kirche Santa Sabina?"

„Ja, Herr, in unsere Kirche; und auch ihren eigenen Betstuhl haben sie in unserer Kirche, und an den großen Festtagen wie Ostern und ..."

„Also die Bewohner der Burg wandeln durch Euer Kloster in die Kirche?" unterbrach ihn Egino erregt.

„So ist es, Herr, die Bewohner... was die Bewohnerinnen sind, wißt Ihr, so dürfen sie freilich durch die Clausur nicht hindurchgehen!"

„Aber die Bewohnerinnen?"

„Wonach fragt Ihr, Herr?"

„Wie gelangen sie in die Kirche?"

„Sie? Nun, wie Andere; draußen über den Weg Aller... das heißt, was zur Herrschaft gehört, die Donnen dürfen durch den Garten unter diesem Fenster da gehen... es führt ein Thörlein aus unserem Garten in die Kirche hinein; nicht aber die vom Gesinde dürfen es ..."

„So werde ich also die Damen der Familie

Savelli unter meinem Fenster vorübergehen sehen?" warf Egino mit möglichst gleichgültigem Tone hin.

„Ihr werdet ihrer nicht viel sehen, Herr; nur die Wittwe des armen Herrn Luca, der jüngst, nachdem er eben getraut war, so früh hat sterben müssen; die Anderen wohnen drüben an der Montanara, auf Monte Savello."

Egino schlug bei den Worten des Mönchs die ihm die Aussicht eröffneten, stündlich die Corradina zu sehen, das Herz so heftig, daß er seine Bewegung zu verrathen fürchtete, wenn er auch nur eine Silbe mehr gesprochen hätte. Er wendete sich schweigend dem Fenster wieder zu, während der Laienbruder fortfuhr, Möbel zu rücken und abzustauben und das Lager in der Ecke in Ordnung zu bringen.

Als der Mönch ging, folgte ihm Egino. „Wollt Ihr mir den Weg in den Garten zeigen, Bruder... wie heißt Ihr?"

„Alessio."

„Also, Bruder Alessio, zeigt mir, wo es zum Garten hinabgeht", sagte Egino.

„Ihr müßt den Vater Exercitienmeister erwarten, Herr“, sagte der Mönch.

„Muß ich? Er hat mir seinen Besuch nicht angekündigt. Doch sei es drum.“

Egino kehrte in seine Zelle zurück und erwartete im Fenster stehend den Vater Exercitienmeister.

Vater Eustachius aber erschien nicht. Egino war eben im Begriffe, seine Zelle zu verlassen, um sich selbst den Weg zum Garten zu suchen, als die Aveglocke erklang, und Bruder Alessio hereintrat, um ihn zum Abendessen der Mönche zu rufen.

Egino folgte ihm mit festem zuversichtlichen Schritte durch die Gänge, die zum Refectorium führten. Er war eigenthümlich, aber freudig, muthig erregt von dem Wagniß, das sich so vortrefflich anließ. Wäre Irmgard ihm begegnet in diesen Gängen, er würde seinen klugen Pagen umarmt haben aus Dankbarkeit für seinen guten Rath.

In dem langen Speisesaale der Mönche ward ihm sein Platz neben dem Prior angewiesen. Egino hatte volle Muße, sich diese Gesellschaft

von fünfzig bis sechzig weißgekleideten Männern zu betrachten, die den langen Raum hinab in zwei Reihen saßen, um ihr frugales aus gemischtem Wein, Brod, Käse und Früchten bestehendes Nachtmahl einzunehmen; denn alle saßen schweigend, während auf einer kleinen Estrade inmitten des Refectoriums der Pater Lector saß und aus einem dicken lateinischen Buche eine lange Legende vorlas, die von einem frommen Maler handelte, welchen ein Wunder vom sichern Tode rettete. Der alte Mönch las sie mit gläubiger Inbrunst. Der Maler war all seine Lebenszeit ein besonderer Verehrer der unbefleckten Jungfrau gewesen. Darum malte er mit heiligem Eifer, als es ihm von einer Klosterbruderschaft aufgetragen, in einer Kirche hoch oben an der Wand die Madonna auf der Weltkugel und der Mondsichel stehend und das Haupt von Sternen umkränzt, die „Immaculata". Darüber erbost voll Verdruß und Ingrimm der böse Feind, der lange schon den frommen Künstler zu verderben gesucht hat und nun die treffliche Gelegenheit wahrnimmt und die Stützen des Gerüstes, auf welchem der Meister, ganz in sein Werk versunken,

arbeitet, tückisch durchsägt. Das Gerüst wankt, stürzt ein, die Bohlen schwinden dem unglücklichen Maler plötzlich unter den Füßen... aber siehe, die von ihm gemalte Madonna öffnet ihre Arme, umfaßt ihren frommen Verehrer und drückt ihn an ihre weiche erbarmende Brust, bis man, durch den Lärm des eingestürzten Gerüstes herbeigerufen, kommt und den da oben an der Wand Hängenden mit Leitern aus der Umarmung der beschützenden Himmelskönigin herunterholt. —

Der Dominicaner-Orden vertrat im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die theologische Gelehrsamkeit der Kirche; er war die Quelle und der Hüter der scholastischen Wissenschaft, durch welche die Entwicklung der Dogmen geleitet worden war; er behauptete die Lehrstühle der Wissenschaft auf den Hochschulen, er besetzte die Gerichtshöfe, welche über die Orthodoxie und Heterodoxie der Meinungen und der Systeme entschieden und richtete die Gewissen.

Und die Männer dieses Ordens hörten mit Andacht auf solche Mähren!

Konnte etwas bezeichnender sein? Konnte es

etwas Grauenhafteres geben, als die Gewissen der Menschen, unterworfen dem Richterspruch, der Controle von Männern, die in solchen Anschauungen, in solch einer geistigen Atmosphäre auferzogen waren und bis ans Ende ihrer Tage darin blieben?

Mit Andacht, sagten wir eben. Doch nein, sie hörten nicht Alle mit Andacht zu; auf diesen Physiognomien der verschiedensten Art, jungen und alten, mit dem Typus des Südens und dem des Nordens, auf den bald breiten und behäbigen, bald tiefgeschnittenen, markirten, fleischlosen Gesichtern lag der Ausdruck der verschiedensten inneren Gedankenbeschäftigung, oder auch völliger Gedankenlosigkeit. Während Einige ihr Ohr dem Vorgetragenen offenbar nur in stumpfsinniger Gleichgiltigkeit verschlossen hielten, nur mit den Bissen, die sie verschluckten, und dem Inhalt des Kruges, den sie leerten, beschäftigt, waren Einige offenbar in Sinnen verloren und mit ihren Gedanken weit von dieser Stätte entfernt; wieder Andere beobachteten mit forschenden oder feindseligen Blicken versteckt und heimlich ihre Nachbarn. —

Egino hörte flüchtig der Legende des Pater Lector zu; der italienische Accent, womit der Mann sein Latein vorbrachte und verwälschte, hatte etwas, das ihn zum Lächeln zwang, die Geschichte selbst aber rief eine Art von höhnischem Uebermuth über diese ganze Welt in ihm hervor, sie that das Letzte, um ihm das Gefühl der Beklommenheit und einer gewissen Sorglichkeit zu nehmen, womit er die Schwelle des Klosters beschritten hatte.

In dem Mönch, der an der andern Seite ihm gegenübersaß, erkannte er den, welchen er in der Hauscapelle der Savelli gesehen, welcher die Corradina mit dem todten Luca Savelli getraut hatte.

Während er ihn beobachtete, nahm er nicht wahr, wie scharf und forschend auf ihm selbst das Auge des Paters Eustachius lag, der weiter unten an der anderen Seite des Tisches saß.

Als der Prior sich erhoben und nachdem der Jüngste der Genossenschaft am unteren Ende des Tisches das Benedicite gesprochen hatte, näherte Pater Eustachius sich Egino.

„Ihr werdet mich morgen bei Euch erscheinen

sehen, Herr", sagte er, indem er ein Lächeln, das freundlich sein sollte, über sein düsteres Gesicht gleiten ließ. „Ich denke, Ihr wißt es mir Dank, daß ich Euch heute Abend Euch selbst überließ; Ihr seid ein Weltkind, und wenn ein solches in einen so fremden Kreis tritt, wie ihm der unsere ist, so drängen sich ihm der Eindrücke gar manche auf; man muß ihm Zeit lassen, sie zu überwinden und sich zu sammeln, ehe man Vertiefung in heiligere Gedanken von ihm verlangen kann." Nur ein vollkommen glattes Gewässer vermag es, das Blaue des Himmels abzuspiegeln."

„Doch fährt der Herr auch über den See Genezareth, wenn er im Sturme wogt", antwortete Egino. „Aber ich will Euch nicht widersprechen, ehrwürdiger Herr, und danke Euch für Eure Rücksicht."

Pater Eustachius erwiderte nicht; er schien, nachdem er seine Worte gesprochen, eine Erörterung derselben ablehnen zu wollen und stumm mit dem Kopfe nickend, ging er.

Egino verließ das Refectorium, und da er draußen auf seinen Laienbruder stieß, wieder=

holte er sein Verlangen, in den Klostergarten geführt zu werden.

Der Klostergarten bestand aus einer Terrasse, die an dem Theil des Gebäudes, in welchem Egino's Zelle sich befand, entlang lief und aus einer tiefer liegenden Abtheilung, welche von mehreren in rechten Winkeln sich kreuzenden Heckengängen aus immergrünen Pflanzen, Lorbeern, Buchs und Taxus eingenommen wurde. Hinter diesen Hecken, auf den kleinen abgeschlossenen Quadraten, wuchs nichts als ein dürftiges Rasengras, das der Mangel an Sonne und Luft verkümmern ließ; diese Gartenbeete waren nur der Gartenpfade wegen da, sie lagen so dürr und fruchtlos, wie manches Menschenleben, das sich in diesem Kloster abgesponnen. Oben die Terrasse aber war bepflanzt mit einer Reihe alter Orangenbäume, an denen zahllose Früchte hingen, welche bereits hie und da sich zu vergolden begannen.

Im Schatten der Klostermauern zu ihrer Linken und der Reihe von Orangenbäumen zu ihrer Rechten mußte also die Corradina wandeln, wenn sie sich in die Kirche von Santa Sabina

begab . . . Am nördlichen Ende der Terrasse befand sich in einer Mauervertiefung mit spitzgewölbtem Bogen eine kleine Thür aus eisenbeschlagenen Bohlen, die offenbar in den Garten oder in einen Hinterhof der Savelli'schen Burg führte. Am Südende der Terrasse zeigte sich über einigen Stufen eine ähnliche, nur weniger ängstlich verwahrte Thür, die sogar nur angelehnt stand und ins Innere der Kirche führte.

„Der Lebensweg der Corradina läuft durch Schatten", sagte sich Egino, ein wenig kleinmüthig und niedergeschlagen, als er die Beschaffenheit der Oertlichkeiten erkundete. „Wird es mir je gelingen, aus all diesen Mauern zu ihr zu dringen, und sie dem Lichte und dem Leben zu gewinnen? Wird diese eisenbeschlagene Thür sich je für mich öffnen oder werde ich diese Mauer da überklettern können, die unter der Cypressenreihe hinläuft und den Bereich des Klosters von dem der Nachbarburg abgrenzt?"

Die Mauer war allerdings sehr steil, sehr hoch. Der Baron und der Mönch hatten sich sehr nahe zusammengefunden; die Heiligen und die Ritter sich sehr dicht neben einander ange-

baut und in denselben Boden getheilt. Und doch hatten sie für gut gefunden, eine starke und hohe Mauer zwischen sich aufzubauen.

Egino ging an dieser Mauer entlang. Da der Garten ganz menschenleer war — denn die Mönche begaben sich nach der Abendmahlzeit sogleich zur Ruhe, um in der Nacht ihrem Chordienst obliegen zu können — so durfte er ungestört seine Untersuchungen anstellen. Die Mauer war überall in gutem Stande erhalten, sie bot nirgend Lücken oder Vorsprünge oder andere Erleichterungen für einen Mann dar, der den Wunsch hatte, sie nöthigenfalls überklettern zu können.

In einem glatten rechten Winkel stieß sie an die mächtigere zinnengekrönte und mit Thürmen verstärkte Mauer, welche die nach der Marmorata hin steil abfallende Felswand des Aventin krönte, sowohl das Terrain der Burg, wie das des Klosters an dieser Seite schützend.

Kein Baum stand in dieser Ecke, um da hinaufzukommen. Man hätte Flügel haben müssen.

Egino ging ziemlich entmuthigt von der Mauer fort in die Mitte des Gartens zurück,

wo im Kreuzungspunkt der zwei Hauptgänge eine große antike Granitschale stand, von einem ebenso antiken korinthischen Säulenkapitäl aus verwittertem weißen Marmor getragen. Er setzte sich auf den Rand dieser Schale; die Arme unterschlagend blickte er hinüber auf die schweren massigen Mauern der Burg.

Diese zeigte nach dieser Seite hin zwei Gebäudetheile, einen älteren mit wenigen kleinen und ungleich vertheilten Fenstern und einen höheren mit symmetrischen Fensterreihen und also neueren; beide Theile wurden von viereckigen Thurmausbauten flankirt und in der Mitte, wo sie aneinanderstießen, legte sich ein halbrunder Treppenthurm an sie an. Der neuere Theil, der der entferntere vom Standpunkt Egino's war, hatte einen hochliegenden, an einer Fensterreihe entlang laufenden Altan, vielleicht über Arkaden liegend, welche die, den Kloster- und den Burggarten trennende Mauer nicht erblicken ließ. Die Flügel einer aus dem Innern auf diesen Altan führenden Fensterthür standen offen; ein Lichtschein drang eben aufleuchtend durch diese Thür in die dämmernde Nacht hinaus und

erhellte ein Stück des Altans mit einem schwachen Lichte.

Als Egino eine Weile hinübergestarrt hatte, geschah, was er in herzklopfender Spannung ersehnte, erwartete, schon wie im Traum vorher erblickte.

Eine in dunkle Gewänder gekleidete weibliche Gestalt trat auf die Schwelle der Fensterthür; sie blickte einen Augenblick in den dunkelnden Abend, der schon Nacht zu nennen war, hinaus, einen Augenblick, aber lange genug, um Egino erkennen zu lassen, oder besser — denn zum bestimmten Erkennen war sie viel zu fern, war es viel zu dunkel — um ihn wie durch einen sechsten Sinn es fühlen zu lassen, was er auffahrend, die Hand an sein stürmisch aufschlagendes Herz pressend, flüsterte:

„Sie ist es!"

Sie trat auf den Altan hinaus und begann auf demselben langsam auf- und abzuwandeln.

Egino's Seele war in seinen Augen; als ob es möglich gewesen wäre, daß sein Athem ihn hätte verrathen können, unterdrückte er ihn, während seine Blicke sich schärften, jede der Be-

wegungen dieser dunklen Gestalt wahrzunehmen, die so, wie ein Geist der Nacht hoch oben auf- und niederschreitend, an dem düsteren Gewaltbau der Saveller entlang schwebte.

15.

Der Exercitienmeister.

Egino mochte eine geraume Weile auf der alten Brunnenschale gesessen und durch die Dunkelheit gestarrt haben, als er ein Geräusch hinter sich hörte.

Er blickte rasch um sich und sah eine der weißen Mönchsgestalten sich hell von der nächsten dunklen Hecke abheben; jetzt trat sie näher und die Stimme, welche Egino anredete, war die des Pater Eustachius.

Seltsam, war der schweigsame Vater nicht da, wo alle die anderen Mönche in dieser Stunde waren? Entzog er sich der Ruhe, blos um über seinen geistigen Schutzbefohlenen zu wachen?

Es schien fast so.

„Ihr meditirt, junger Herr?“ fragte er in einem trockenen scharfen Tone.

Egino verwünschte ihn von ganzer Seele, aber er konnte nicht anders, als sich von dem Gegenstande, der ihn fesselte, abwenden und sich zu einer unbefangenen Antwort zwingend, sagte er:

„Ich freue mich der milden weichen Nachtluft, des tiefen dunklen Himmelsgewölbes mit seinen klaren Lichtern und des erfrischenden Duftes, den der gefallene Thau aus den Lorbeerhecken zieht.“

„Und das“, versetzte Vater Eustachius, sich im Sprechen wendend und so Egino auffordernd, mit ihm den Gang hinabzuwandeln, „— das stimmt die Seele ernst und mag eine gute Vorbereitung sein zu dem Werke, welches Ihr morgen hier beginnen werdet . . .“

„So ist es“, entgegnete Egino, der so wenig an dies Werk dachte und es so leicht nahm und sich jetzt mit einiger Beklommenheit sagte, daß dieser Vater Eustachius ganz der Mann sei, es ihm sehr schwer zu machen.

„Ihr habt Euch zu Euren Exercitien in unser Kloster begeben, Graf Egino“, fuhr der

Mönch fort „und Ihr thatet es sicherlich mit bestimmten Gründen, die es Euch jedem andern Kloster vorziehen ließen . . .“

„Gewiß, gewiß, ich hatte die bestimmtesten Gründe . . .“

„Das spricht für die Schärfe Eurer Urtheilskraft und für den vollen Ernst, mit dem Ihr der Heiligung Eurer Seele nachstrebt, für den tiefen Ernst Eurer Absicht“, sprach Eustachius. „Denn Ihr wißt, daß der Geist, der unter den Söhnen des heiligen Dominicus lebt, so ernst ist, wie das Grab. Auch die anderen Orden haben es wohl begriffen, daß die Menschheit in Nacht wandelt und mühselig dem kommenden Tage zuwandern muß. Sie stehen den Wandelnden bei und führen sie. Der unsere aber hat es zu seiner besonderen Aufgabe erhalten, die in der Nacht Verirrten in ihrem Dunkel aufzusuchen und auf den rechten Weg zurück zu geleiten, freundlich und mild gegen die, welche folgen, streng und unerbittlich gegen die, welche störrisch den Irrpfad die rechte Bahn nennen... und dies Amt ist ernst.“

„Wie jedes Strafamt!“

„Wie jedes Strafamt, ja, wo die Milde Sünde und die Güte Pflichtverletzung wird.“

„Und man wird Sünde und Pflichtverletzung den Söhnen Guzman's nicht vorwerfen!“ konnte sich Egino nicht versagen, mit scharfem Tone einzuschalten.

„Nein“, versetzte Vater Eustachius, das Ironische dieser Bemerkung überhörend — „wer die Geschichte unseres Ordens kennt, wird es nicht. Jede Gesellschaft und auch die christliche bedarf hingebender Männer, deren Selbstverleugnung so weit geht, daß sie eines der tiefgewurzeltesten Gefühle der nicht wiedergeborenen Menschennatur, das Mitleid und die Sympathie für das mitlebende Geschöpf, aus sich tilgen und an die Stelle des Herzens einen Gedanken setzen, der unerweichbar und unerbittlich ist; den Gedanken an das Gesetz, daß die Menschheit zu Gott wandeln soll auf dem Einen Wege und daß Schwert und Feuer sie strafen sollen, wenn sie abirrt von diesem Wege.“

„Und San Dominicus' Söhne sind eben zu den Trägern des Schwerts und des Feuers ersehen!“

„So ist es", sagte der Mönch; „das ist unser Beruf, dazu ist unser Orden als die Militia Jesu Christi contra Haereticos gestiftet; ihm ist die Inquisition übertragen, und seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich über die Welt — über Hohe und Niedere, über den Laienbruder wie über den Bischof, über den Leibeigenen wie über den Fürsten . . ."

„Ich weiß", fiel Egino fast erregt ein, „und der Orden hat das Vertrauen, das die Kirche, die ihm das Gewissensrichteramt übertrug, in ihn setzte, glorreich gerechtfertigt; er hat Ketten, Einmauerungen, Holzstöße und Foltern aller Art gehabt für — Verirrte und in den großen Albigenserkriegen hat er zehnfach mehr Unglückliche vertilgen müssen, als je christliche Märtyrer den Verfolgungen der heidnischen Kaiser erlegen sind . . . man könnte auf den Gedanken kommen, ob dem milden, die Liebe predigenden Christus ein solcher Cultus mit Menschenopfern, mehr als die Heiden je schlachteten, denn auch wohlgefällig sei? Allein die Kirche lehrt es und sie muß es wissen . . ."

Vater Eustachius nickte mit dem Kopfe.

„So ist es", sagte er wieder trocken; „wir

haben mancherlei Strafwerkzeuge für Halsstarrige und Verhärtete in Anwendung zu bringen gehabt, und daß wir es thaten, dem dankt so manches Volk, Spanien, Frankreich vor Allem, auch Italien das hohe Glück seiner Glaubenseinheit. Ihr kennt also unsern Orden. Ihr kennt ihn, sagt Ihr. Ihr wähltet ihn mit Vorbedacht . . .“

„So that ich.“

„Und Ihr wollt Eurem Vorsatze treu bleiben?“

„Sicherlich; weshalb sollte ich nicht?“

Der Pater Eustachius antwortete nicht; er ging stumm neben Egino her. Dann, wie aus Gedanken auffahrend, sagte er:

„Wollt Ihr noch bleiben im Garten? Ich rathe es Euch nicht; die Luft hier auf dem Aventin ist in der Nacht, ja selbst am Tage nicht sehr gesund, darum thut Ihr wohl, Euch in Acht zu nehmen, Graf Egino. Wollt Ihr noch bleiben?“

Sie waren am Ende des Ganges und an der Treppe angekommen, welche auf die höher liegende Terrasse führte. Der Mönch sprach

mit eigenthümlicher Betonung seine letzten Worte, indem er den Fuß auf die Stufen der Treppe setzte.

„Ich möchte noch eine Weile im Garten zurückbleiben, ehe ich mich zur Ruhe begebe, ehrwürdiger Vater", antwortete Egino ruhig.

„Dann gute Nacht, Graf Egino. Wenn ich Euch morgen sehe, werde ich mit Euch über die Generalbeichte reden, die Ihr mir abzulegen habt. Gelobt sei Jesus Christus."

Vater Eustachius ging über die Stufen hinauf, quer über die Terrasse und verschwand im Kloster.

Egino sah ihm ein wenig betroffen nach. Was hatte der Mönch gewollt? Hatte er seine Schritte ausspähen oder hatte er ihn gar warnen, ihm drohen wollen? War nicht in seinen Reden etwas wie ein Wink gewesen, mit seinem wie das Grab ernsten Orden nicht zu scherzen? Hatte er auf Egino's Stirn dessen Gedanken gelesen und erkannt, daß gar manche darunter seien, welche so waren, daß Vater Eustachius aus menschlicher Theilnahme für ihn wünschte, darüber nicht bei Gelegenheit einer General-

beichte in eine Erörterung mit ihm treten zu brauchen?

Hatte er gar seine Absicht durchschaut?

Nein, das war nicht möglich!

Und um das Andere kümmerte sich Egino nicht viel. Er eilte zu seinem früheren Standpunkt, zu der Steinschale zurück. Die Gestalt aber auf dem Altan an der Savellerburg war verschwunden, das Licht erloschen. —

Am andern Morgen in der Frühe wurde Egino durch den Bruder Alessio geweckt, der ihm sagte, daß es Zeit sei, am Frühgottesdienst der Mönche in der Kirche von Santa Sabina theilzunehmen. Es war so früh noch. Egino folgte dem Bruder ziemlich widerwillig und ließ sich in der Kirche in einer Ecke auf dem Chor der Mönche einen Platz anweisen.

Nach dem Gottesdienst wurde das Frühmahl im Refectorium eingenommen, das, noch frugaler als das Nachtmahl, aus Milch und Brod bestand. Dann, als Egino sich kaum in seine Kammer zurückgezogen, erschien Vater Eustachius.

Vater Eustachius war schweigend eingetreten und nahm schweigend den Stuhl ein, den Egino

ihm herbeitrug. Er blickte eine Weile zu Boden, dann plötzlich scharf die dunklen feurigen Augen zu ihm aufschlagend, sagte er:

„Ihr wisset, daß die Exercitien mit einer Generalbeichte beginnen, die sich über Euer ganzes Leben, von dem Augenblicke an, wo mit der Erkenntniß von Gut und Böse Eure moralische Verantwortlichkeit für Eure Handlungen begann, zu erstrecken hat. Ihr könnt die Vorbereitung auf diese Beichte so einrichten, daß Ihr das Leben, welches hinter Euch liegt, in Perioden eintheilt und Euch Rechenschaft über Euer Thun in jeder einzelnen zu geben sucht, und auch so, daß Ihr das ganze Leben zumal in's Auge faßt und Euch das zum Bewußtsein zu bringen sucht, was als Hauptzug der Schwäche und Sündhaftigkeit hindurchgeht und die allgemeine Ursache des Einzelnen ist, worin Ihr sündigtet. Wählt Ihr das Erstere, so werde ich mich bemühen, aus dem Einzelnen Euch zur Erkenntniß der allgemeinen Charakterschwächen zu führen, die Euch beherrschen; wählt Ihr die andere Weise, so wird es meine Aufgabe sein, vom Grundfehler aus zu den einzelnen Thatsachen zu gelangen,

welche wie die einzelnen Wellen sind, die sich aus der Quelle Eurer Schwäche ergießen.

„Und wie machen es die Meisten?“ fragte Egino zögernd und sehr widerstrebend, auf ein Thema einzugehen, das ihm in diesem Augenblicke so fern lag und dem doch einem Fra Eustachio gegenüber am wenigsten zu entgehen war.

„Die Meisten? Die meisten Menschen halten sich für Gold, auf dem nur einige Rostflecken liegen, welche das Weihwasser der Kirche von ihnen waschen soll. Sie halten sich für Opfer der Versuchung, die von Außen an sie getreten. Sie halten ihren Fall für die Schuld des Steines auf ihrem Wege, über den Unvorsichtigkeit sie straucheln ließ. Und doch sind sie nicht Gold, sondern Schlacke ganz und gar. Und doch trat die Versuchung nicht an sie heran, sondern das Laster in ihnen führte sie in die Versuchung hinein; und doch hat nicht der Weg die Schuld, daß sie fielen, sondern die Schwäche der Füße, auf denen ihre Tugend stand. So klagen sie zumeist sich des Einzelnen an, und ihres geistlichen Vaters Aufgabe ist es, ihnen zu zeigen, daß die einzelne Sünde ohne Bedeu-

tung ist, daß das Schlimmste, der Raub, der Mord, der Verrath von Gottes Barmherzigkeit verziehen wird, nicht aber die Seelenfäulniß, die an ihnen nagt. Die Menschen alle sind mit ihren Eigenschaften wie Pflanzen mit Aesten und Zweigen und Blättern. Aber nur in einem Theil des Wipfels, den solch ein Menschenbaum trägt, ergießt sich lebendiger Saft und pulsirt Leben. Ein anderer Theil steht dürre, vertrocknet, blätterlos, saftlos. Der Zweig des Muthes, der Willenskraft, der Zweig der Uneigennützigkeit steht bei dem Einen grün und vollbelaubt da, aber der Zweig der Keuschheit, der Zweig der Treue, der Zweig der Herzensgüte und der Demuth steht dürre und todt. Bei Anderen grünen die Zweige der Güte, der Nächstenliebe, der Sanftmuth, aber die Zweige der Selbstüberwindung, der Glaubenskraft, der Devotion stehen dürre. Der Beichtvater nun muß der Gärtner der Menschenpflanze sein, der auch in diese dürren Zweige das Leben zu bringen hat. Doch sagt, wie Ihr's halten wollt?"

„So laßt uns gleich nach meinen dürren Zweigen schauen, ehrwürdiger Vater", antwor-

tete lächelnd Egino, dem der tiefe Ernst, womit der düstere spanische Mönch sprach, ein gewisses Vertrauen einzuflößen begann.

„Nicht gleich“, fiel der Vater Eustachius ein, „Ihr bedürft der Zeit, um Euch zu sammeln und bei Euch einzukehren, und Euch klar zu werden, welche Zweige an Euch dürre sind. Und wenn Ihr darüber nachdenkt, so laßt Euch Eines nicht entgehen: das ist, daß an der Menschenpflanze zumeist die Zweige zu zweien, aus einem Äste erwachsen, zusammenstehen. Und wenn Ihr von diesen Zwillingszweigen den einen an Euch dürre findet, so fragt Euch, ob wenigstens der andere grüne. Steht Eure Güte dürre, so muß wenigstens Eure Gerechtigkeit grünen; steht Euer Glaube dürre, so muß wenigstens Eure Liebe grünen, und steht Eure Enthaltsamkeit und Keuschheit dürre, so muß wenigstens Eure Mildthätigkeit und Nächstenliebe grünen. Die ganz schlechten Naturen sind die, an welchen beide Zwillingszweige todt sind, und ganz elend sind jene Naturen, die Nichts haben von den Tugenden ihrer Fehler und von den Fehlern ihrer Tugenden. Der Schwache, der nicht gut, sondern boshaft,

der Grausame, der nicht muthig und willensstark, sondern feige, der Rohe, der nicht ehrlich, sondern ein Betrüger, der Hochmüthige und Herrschsüchtige, der nicht freigebig, sondern ein Filz ist — das sind die ganz Schlechten! Das ist das dürre Holz, womit Satan seine Hölle heizt; die Hölle ist nicht ihretwegen da, es wäre zu viel der Ehre für sie; aber sie sind da, als Scheiter für die Nahrung des ewigen Feuers zu dienen!"

„Und für wen ist das ewige Feuer!"

„Für die Gottlosen, die große Verbrechen begehen und die Mittel der Kirche verschmähen, die Gnade wieder zu erhalten."

Ueber Egino's Gesicht flog ein stolzes Lächeln.

„Wir sind alle die Kinder Gottes, ehrwürdiger Vater", sagte er mit bitter ironischem Tone. „Und da wir der fortwährenden Obhut bedürfen, hat Gott uns Kinder seiner Kirche als unsrer sorglichen Pflegemutter überantwortet, die sich unsrer ewigen Unmündigkeit annimmt. Ist es so, ehrwürdiger Vater?"

„So ist es!"

„Wohl denn: sunt pueri, pueri puerilia tractant. Wie ist's nun auszulegen, daß Gott

den entsetzlichen Gedanken fassen konnte, eine ewige, endlos durch die Unendlichkeit währende Höllenstrafe zu schaffen für etwas, das seine Kinder in ihrem dummen kindischen Unverstand begangen? Wären wir nicht Kinder, so wäre es wohl anders. Hätte Gott uns mit dem Vertrauen, das der Vater gegen seinen erwachsenen, mündigen, redlichen Sohn hat, behandelt, hätte er uns das Auge erschlossen für seine Absicht mit diesem unendlichen Weltganzen, hätte er uns offen das Räthsel der Welt mitgetheilt und die Geheimnisse des Seins erschlossen, die uns peinigend umgeben, statt uns wie Kindern Alles verborgen und dunkel zu lassen — dann hätte er das Recht, von uns so strenge zu fordern, daß wir uns nun auch wie vernünftige Männer betragen und durch unser Thun nicht die Harmonie seiner moralischen Weltordnung stören. Da er uns aber unmündige Kinder sein läßt, wie kann er sich wundern, daß wir für unser unmündig Thun die Verantwortlichkeit ablehnen und die ewige Höllenstrafe sehr ungerecht und ganz entsetzlich grausam finden?"

„Wie könnt Ihr so reden, da Gott uns in

der Offenbarung alle Räthsel erschlossen hat?“ rief der Mönch aus. „Sind das die Gedanken, mit denen Ihr Euch auf Eure Beichte vorbereitet habt?“

„Eure Rede weckte diesen Gedanken. Ist er sündhaft, so zeigt mir's!“

Die Züge des Mönchs verdunkelten sich. „Ich will's“, sagte er. „Vorher aber beantwortet mir eine Frage — falls Ihr vorbereitet seid, darauf zu antworten“, setzte er mit scharfem, fast spöttisch klingenden Tone hinzu, und dabei stand er auf und ging, um das offene Fenster zu schließen. Dann sprach er weiter:

„Sie lautet: Weßhalb seid Ihr in dies Kloster gekommen, Graf Egino?“

„Bedarf es einer Vorbereitung, auf diese Frage zu antworten?“

„Es scheint doch, da Ihr sie nicht zu beantworten wisset, weil Ihr gelernt habt, daß es eine Todsünde ist, in der Beichte zu lügen.“

„Ich lüge nicht, weder in noch außer der Beichte“, versetzte Egino stolz.

„So antwortet die Wahrheit.“

„Daß ich kam, war doch — Ihr werdet es

am wenigsten behaupten — keine Sünde, also braucht auch in meiner Beichte keine Rede davon zu sein."

„Und wenn ich Euch sage, Graf Egino, daß Euer Kommen eine Sünde war?"

„So leugne ich es ..."

„Leugnet es nicht, Ihr ändert nichts dadurch. Ihr kamt nicht um Eurer Exercitien willen! Sie sind ein Vorwand. Es ist ein anderer Zweck, der Euch herführt, ein Zweck, den Ihr hartnäckig verfolgt, denn ich finde Euch noch hier trotz der Warnungen, die ich gestern an Euch richtete und die Ihr verstehen mußtet. Nun redet ... Ihr redet zu Eurem Beichtvater."

„Ich habe Euch nichts darüber zu sagen", entgegnete Egino, „als daß Ihr irrt, wenn Ihr in meinem Kommen etwas sehet, das einer Sünde gleichsähe und deshalb in den Beichtstuhl gehörte ..."

„Und ich sage Euch", fiel Pater Eustachius fast drohend ein, „der Mensch ist sündhaft ganz und gar, und jedes Eurer Werke, Eurer Worte, Eurer Gedanken gehört in das Ohr dessen, der Euch von der Sünde lösen kann. Darum redet,

zu welchem Ende kamt Ihr und welche Aufgabe hat dabei das Weib, welches Ihr in dies Kloster einführtet, das verkleidete Weib, das Ihr Euren Pagen nanntet; und das, indem es die geheiligte Schwelle dieses Gotteshauses, die Clausur, überschritt, die Fülle ewiger Strafen auf sich zog?"

„Ihr habt ein scharfes Auge, Padre Eustachio", antwortete Egino betroffen.

„Ich habe es, und dies scharfe Auge hat auf Euch aufmerksamer geruht als Ihr ahnt."

„Es scheint", versetzte Egino, mit zornigem Schmerz es fühlend, daß sein Plan kläglich zu scheitern im Begriffe stehe und diese Unterredung mit einer schmählichen Austreibung aus dem Kloster für ihn enden mußte. Und wider eine solche Schmach und wider das Aufgeben der Hoffnung, in der er gekommen, bäumte sich doch Alles in ihm auf.

Sein ganzer Trotz erwachte.

Sollte er diese Mönche fürchten? Weßhalb? Hatten sie nicht auch am Ende ihn zu fürchten? Er warf stolz das Haupt zurück und rasch gefaßt sagte er mit fester und entschlossener Stimme:

„Wohl denn, da ich sehe, daß man Euch nicht entgeht, so will ich Eure Frage, was mich trieb, zu den Söhnen des heiligen Dominicus zu kommen, beantworten. Vernehmt denn, es liegt eine Schuld auf mir, und sie ist es, die ich eine zeitlang in weltentrückter Einkehr bereuen und so sühnen möchte."

„Und diese Schuld, bei deren Büßung Ihr eines verkleideten Mädchens bedürft, welche ist sie?"

„Das verkleidete Mädchen ist harmloser als Ihr denkt, Padre Eustachio — aber lassen wir sie aus dem Spiele, sie soll nicht wieder erscheinen, da Ihr nun einmal des wunderlichen Glaubens lebt, daß, wenn ein weibliches Wesen, sie mag so unschuldig sein wie Sanct Peter's Tochter Petronella und so fromm wie Sanct Augustin's Mutter Monica, über Eure Schwelle tritt, ihr reiner Athem die Atmosphäre Eurer moderigen Klostergänge verunreinige. Meine Schuld ist folgende: Wir Grafen von Ortenburg sind, oder waren unserer Drei. Mein ältester Bruder Bruno, der Herr und Erbe; mein zweiter Udo, und ich, der jüngste, wie Udo als nachge-

borner von dem Stammerbe ausgeschlossen. Ich war für des Kaisers Dienst bestimmt; für Udo sollte gesorgt werden durch die Vermählung mit einer Verwandten, deren Vormund mein verstorbener Vater war, deren großes Erbgut an das unsere stieß. Aber mein Bruder Udo war ein wilder und roher Gesell. Ulrike, die Verwandte, liebte ihn nicht und sie weigerte sich hartnäckig, ihm die Hand zu reichen; sie wurde deßwegen von uns gequält, gepeinigt, bestürmt in jeder Weise; wir hielten sie gefangen, wir ersannen alle Mittel, das, was wir ihre Hartnäckigkeit nannten, zu brechen, denn wir waren entschlossen, ihr reiches Erbgut uns nimmermehr entgehen zu lassen. Da plötzlich fuhr ein entscheidender Schlag in diese Lage der Dinge — mein Bruder Udo starb. Ein Siechthum führte ihn rasch hinweg, bevor wir Ulrike ihm hatten vermählen können, und das Erbgut derselben, das wir längst als das unsere betrachtet, wohl auch zum Theile schon entfremdet, verbracht hatten . . ."

„Es durfte nicht in andere Hände fallen, indem Eure Verwandte Ulrike sich einem andern

Manne vermählte", unterbrach ihn der Mönch mit einem spöttischen Zucken der Mundwinkel, „und darum blieb Euch nichts zu thun übrig, als die Verwandte mit Gewalt dem Todten, dessen Tod Ihr verheimlichtet, anzutrauen. Nach einigen Tagen wurde der Tod bekannt gemacht; die Verwandte war nun Eures Bruders Udo Witwe, als seine Witwe blieb sie in der Gewalt Eures Familien-Oberhauptes und Ihr, Ihr Grafen von Ortenburg, wollt nun den sehen, der sie und ihr Gut Euch entreißt!"

„Bei Gott, so war es", rief Egino erstaunt über des Mönchs rasches Verständniß, aber entschlossen ihm völlig den Handschuh hinzuwerfen, aus; „ja, wir zwangen das Weib, wir fanden einen Mönch, einen Mönch Eures Ordens, Padre Eustachio, der sich bestechen ließ und sie dem Todten traute . . . und meinen Antheil an diesem Frevel, dieser himmelschreienden Gewaltthat komme ich zu Euch zu sühnen, und auch mir bei Euch Raths zu holen, ob ich den abscheulichen Mönch, der sich dazu hergab, seinen Oberen, ja dem Papste anzeigen soll, oder ob ich dies um des Rufes des Ordens, um des unge-

heuren Aergernisses willen, den es der Welt gäbe, die Euch von Tag zu Tag feindseliger wird und ohnehin Euch so viel nachzureden weiß, unterlassen muß."

Vater Eustachius hatte Egino mit blitzenden Augen durchbohrt, während dieser sprach; auf seinem gelben Gesichte war flüchtig eine Röthe wie die von hellem Zorn aufgeflammt, und dann wieder verschwunden. Vater Eustachius besaß offenbar eine merkwürdige Gewalt über sich selber, denn mit der ruhigsten Stimme sagte er jetzt:

„Wenn Euch solch ein außergewöhnliches und mit all seinen Umständen schwer zu verstehendes Handeln beunruhigt und drückt, so thatet Ihr freilich wohl, hierher zu kommen. Ich hoffe, daß Ihr hier Euren Zweck erreichen und in Eurer Seele und in Eurem Gewissen völlig beruhigt, diese Mauern verlassen werdet. Zunächst aber muß ich Euch sagen, daß Ihr von mir keinen Rath verlangen dürft, ob Ihr in Eurem Gewissen verpflichtet seid, jenen bestochenen Mönch seinen Oberen anzuzeigen oder nicht; denn da er, wie Ihr angebt, von meinem Orden ist, so

kann ich nicht unparteiisch in dieser Sache sein. Ein Anderer soll Euch hierin rathen."

„Ein Anderer? Und wer? Macht Ihr Euch so wenig daraus, daß noch ein Anderer, ein Dritter von dieser Schandthat Eures Ordensbruders erfahre?"

„Schandthat . . . seid nicht so rasch mit Euren Worten, Graf Egino — der Andere, der Euch rathen soll, weiß ohnehin von dem, worüber wir reden — er ist darin völlig eingeweiht, ja, er ist am meisten dabei betheiligt . . . es ist die getraute Verwandte selbst."

„Was sagt Ihr?"

„Die Witwe des Todten . . . sie ist uns ja so nahe!"

„Das ist sie . . . und sie . . ."

„Sie soll Euch rathen. Ihr sollt sie sehen und sie befragen!"

„Ich soll sie sehen, sie sprechen . . . Ihr wolltet das vermitteln?" rief Egino mit einer Bewegung aus, welche Vater Eustachius nicht entgangen wäre, hätte Egino sie auch viel mehr zu verbergen gesucht, als er daran dachte, es zu thun.

„Ihr werdet mich zu Ihr begleiten“, erwiderte der Mönch, ihn scharf fixirend, ruhig und sehr langsam.

„Und wann soll dies geschehen?“

„Das hat die Signora zu bestimmen. Ich werde zu ihr senden, um bei ihr anfragen zu lassen, oder selber zu ihr gehen.“

Egino ging außer sich vor Erregung in seiner Zelle auf und ab. Vater Eustachius folgte ihm mit den kleinen tiefliegenden Augen, in denen doch etwas Mattes, Erloschenes andeutete, daß er jetzt in Gedanken mit etwas Anderem als dem Betragen des jungen Mannes beschäftigt war.

„Was still und friedlich geschlichtet werden kann“, sagte er endlich sich erhebend, „das soll man nicht im Zorne schlichten. Und diese Sache, um derentwillen Ihr, wie ich sehe, nicht wie ein Büßer, sondern trotzig und fehdedurstig gekommen, kann, denk ich, friedlich geschlichtet werden, zu Eurer Beruhigung, zu des armen Mönchs, den Ihr anzuklagen und zu verfolgen bereit seid, Rechtfertigung. Ich will nicht allein jenem armen Mönch, als meinem Ordensbruder, wohl,

sondern auch Euch, Graf Egino, glaubt mir das. Mit diesem Wohlwollen redete ich gestern zu Euch, als ich Euch den Wink gab, Ihr thätet besser, unser Kloster zu verlassen. Und mit demselben Wohlwollen für Euch, schlage ich, so trotzig Ihr Euch auch gebahrt und so herrisch Ihr auftretet, heute den Weg der Milde in dieser Sache ein. Ich lasse Euch allein, bis ich zurückkehre, um Euch zu der Frau zu führen, die — Euch rathen soll!"

Vater Eustachius ging.

Schönhor

Pag